Selbständigkeit und Gemeinschaft*)

Von Dr. LEONHARD SEIF, Nervenarzt (München)

Es ist eine bemerkenswerte und für den Einzelnen wie für die Gemeinschaft folgenschwere Tatsache, wie fremd, hilflos, unselbständig und ratlos viele Menschen heute dem Leben gegenüberstehen, sobald Aufgaben, Entscheidungen und Verantwortungen an sie herantreten, die über das ihnen Gewohnte, Vertraute und Bekannte hinausgehen, die sie also neu und fremd anmuten. Sie haben nie gelernt, mutig und selbstverständlich ihr „Eigenes" zu wagen, ihre Fähigkeiten und Kräfte „frei" zu betätigen. Immer haben andere für sie gesehen, geprüft, gesprochen, entschieden oder gehandelt. Kein Wunder, daß sie Phonographen nicht unähnlich sind, die, pedantisch nachplappernd und kopierend, nur das aus sich herauszugeben wissen, was in sie hineingetrichtert wurde, immer und überall ängstlich nach Hilfe rufen, nach dem „großen, starken Mann", wenn sie nicht, noch schlimmererweise, überhaupt die Flinte ins Korn werfen und in die Neurose, Psychose, Verwahrlosung usw. ausbiegen, sich und anderen zur Last. Es sind Menschen, die den Glauben an sich verloren haben, wie z. B. jener verwahrloste Junge (Adler), der nach vielen vergeblichen Versuchen zu pfeifen, eines Tages doch Erfolg hatte und in die erschreckten Worte ausbrach: „Gott hat gepfiffen!" Nicht einmal Pfeifen hatte er sich aus eigener Kraft zugetraut.

Gerade im Mittelpunkte der neurotischen Stellungnahme zum Leben steht einerseits die Angst vor der Freiheit, Selbständigkeit und Selbstverantwortung als gleichzeitiger Drang, die kindliche Hilflosigkeit, Unselbständigkeit und Unverantlichkeit festzuhalten zum Zwecke der Macht und Herrschaft über die umgebende Gemeinschaft, der die Verantwortung und Hilfeleistung aufgezwungen wird (Scheingemeinschaft). Anderseits kämpft jeder Nervöse um nichts so leidenschaftlich als um seine Freiheit, Selbständigkeit und Unabhängigkeit mit den Mitteln des Rechthabens, des offenen Trotzes und passiven Widerstandes, um dabei aber nur wieder in einer „negativen Abhängigkeit" stecken zu bleiben und die Umgebung unfrei, unselbständig und von sich abhängig zu erhalten (Scheinselbständigkeit). Wohingegen doch „wahre Selbständigkeit" und „wahre Gemeinschaft" bedeuten soll: das sich frei und selbstverantwortlich Aufsichselberstellen, das freie und verantwortliche Gestalten des eigenen Lebens und der aus dem Lebens- und Gemeinschafts-Ganzen ihm erwachsenden Aufgaben unter Achtung der Freiheit, Menschenwürde und Gleichberechtigung des Mitmenschen.

Unselbständigkeit und Hilflosigkeit sind (von Krankheiten abgesehen) einmal im Leben jedes Menschen „normal": in der ersten Kindheit. Die Mutter kann dem Kinde gegenüber keine Rechte haben, nur Verbindlichkeiten, wie das Kind der Mutter gegenüber keine Verbindlichkeiten, sondern nur das Recht auf die Befriedigung seiner Lebenserhaltungs- und Entwicklungsbedürfnisse (= absolute Belastung der Mutter — absolute Entlastung des Kindes).

---

*) Nach einem Vortrag, gehalten auf dem Zweiten Kongreß der Internationalen Gesellschaft für Individualpsychologie, 8. bis 10. September 1925 in Berlin.

Die Kindheit ist aber nicht nur ein Selbstwert, sondern auch eine Vorbereitung zur Lösung der Aufgaben des späteren Lebens. Das Ziel solcher (schrittweisen) Vorbereitung hätte zu sein positiv: die Erziehung zur „vernünftigen Selbstbestimmung", also zur Selbsthilfe und Mithilfe"; negativ: Hand in Hand damit der freundliche Abbau des Kindheitsparadieses jener Hilflosigkeit und Unselbständigkeit und ihrer wirklichen oder vermeintlichen Annehmlichkeiten.

So würde die Verbundenheit mit der Mutter zum Beginn der vertrauensvollen Verknüpfung mit der Familie, Schul- und weiteren Lebensgemeinschaft.

Voraussetzung solcher Entwicklung und Verselbständigung des „Nicht"entwickelten ist aber:

1. die „Mehr"entwicklung des Erziehers (sein Vorbild und Beispiel), der „wahre Selbständigkeit und wahre Gemeinschaft" als Erlebnis und Erfahrung selbst besitzen muß, um das Kind ebendorthin lenken zu können;

2. die Achtung vor der Eigenart und dem Eigenwerte der kindlichen Persönlichkeit, ihrer Freiheit und Gleichberechtigung;

3. der Glaube und das Vertrauen in die Vertrauenswürdigkeit der kindlichen Fähigkeiten und Kräfte und ihrer Entwicklungsfähigkeit;

4. eine Erziehungshilfe, die es dem Kinde weder zu schwer noch zu leicht macht, sondern ihm

5. so hilft, als ob es sich selbst „hülfe", also freundlich ermunternd seine Selbständigkeit, Spontaneität und Initiative beim Gehen, Sprechen, Beobachten, Denken, Spielen, Arbeiten und jeder Art von Tun und Mittun „gewähren läßt" (weniger „Tun" als „Lassen"!), und so fördert das Gefühl seiner Ausdrucks-, Gestaltungs- und Leistungsfähigkeit seine Unternehmungslust und das Vertrauen zu sich selbst, seinen Fähigkeiten und Kräften. Das Kind sucht sich selbst aus dem Beispiel und Vorbild der Umgebung heraus, was es braucht. Zu frühzeitiges Dreinreden, Lenken und Bewußtmachen stört nur die Freiheit und Naivität seiner Äußerungen und seiner Gemeinschaft mit der Umwelt;

6. das starke Gemeinschaftsgefühl und die Zuverlässigkeit des Erziehers, die das Gemeinschaftsgefühl des Kindes wecken und die Entfaltung seiner Unbefangenheit, freien Natürlichkeit und seines Lebensmutes begünstigen bis zu seiner immer tieferen Verwurzelung im Erdreich des Lebens und Zusammenlebens.

Das ist der günstigste, leider nicht der häufigste Fall. In der Wirklichkeit geht es nur zu oft anders. Woran nun liegt es, daß Menschen sich „Eigenes", eigene Gedanken, Beobachtungen, Werke, Entscheidungen usw. nicht zutrauen, weder sich selbst noch anderen richtig zu helfen vermögen, also unselbständig und ungemeinschaftlich bleiben?

Kurz gesagt: es liegt nicht am Kinde (hier ist natürlich nur das vollsinnige Kind gemeint), sondern immer und überall am Erzieher, an seiner schlechten, unzulänglichen Vorbereitung für das Erziehungswerk. Das Kind bringt alle Fähigkeiten mit auf die Welt, die es zum Leben braucht. Es bedarf nichts weiter als der geschickten, kundigen Hand, sie zur Entwicklung und Reife zu lenken. Findet das Kind diese Hand nicht, sondern das Gegenteil, so wird es eben verängstigt, entmutigt, unsicher, verliert leicht den Glauben an sich und die Menschen. Alle schlecht entwickelten, unbrauchbaren, unselbständigen Menschen sind solche, schon in ihrer ersten Kindheit Entmutigte.

Entmutigt:

1. durch die Autorität und Bevormundung der Gehorsamserziehung, die jede leiseste, eigene, selbständige, freie Regung und Äußerung des Kindes

unter den Druck von ewigen Belehrungen, Befehlen, Geboten und Verboten, Drohungen und Strafen stellt;

2. durch den Selbstgenuß und die Eitelkeit vom Leben selbst oft enttäuschter Erzieher, „besondere", „bedeutende", „Musterkinder" haben zu wollen;

3. durch zu viel (Verwöhnung) oder zu wenig Helfen (Spott, liebloses Absprechen, ewiges Korrigieren, Unterbrechen und Verbessern);

4. durch das Glück der feigen Herrschsucht an der Hilflosigkeit und Abhängigkeit des Kindes von den Eltern („Ach, wie kurz ist die Zeit, wo man von den Kindern noch etwas hat! Bald werden sie groß, gehören einem und brauchen einen nicht mehr!" klagen oft die Mütter);

5. durch das Begabungsvorurteil (nicht die Untüchtigkeit des Erziehers, sondern der Begabungsmangel sei verantwortlich für das Versagen des Kindes, das sich seinerseits die Verantwortungslosigkeit sichert: „Warum soll ich mir Mühe geben, etwas auszubilden, was mir nicht ‚gegeben' ist (Rechnen — Sprachen — musikalische[1]), praktische usw. Fähigkeiten)!"

6. durch Organschwächen, die das Unsicherheitsgefühl des Kindes beträchtlich vermehren können.

So ist es durchaus nicht verwunderlich, daß ein solches Kind anfängt, sich selbst, seine Möglichkeiten und die Umwelt ängstlich zu bemißtrauen und die freie Unbefangenheit seiner Eindrucks- und Ausdrucksfähigkeit frühzeitig einzubüßen, damit aber auch die Entwicklung zu einer wahren Selbständigkeit und wahren Gemeinschaft.

Das verhängnisvolle Ergebnis, das sich das entmutigte Kind allein noch zutraut, ist: das ungestüme Streben nach Scheingeltung, die Scheinselbständigkeit des Trotzes und die Scheingemeinschaft eines maßlosen Anlehnungsbedürfnisses: der Egozentrismus mit allen Folgen einer schlechten Entwicklung des Kindes (Neurose, Verwahrlosung usw.), der Mangel an Wagemut, Spontaneität und Initiative, die Angst vor selbständigem Handeln, Entscheidungen und Verantwortung. Der Geltungsdrang des so unselbständig Gewordenen erzwingt sich nun durch Unterwürfigkeit, Anlehnung oder Trotz, Schwäche, Angst, Hilflosigkeit, Krankheitsarrangements aller Art, Unarten, Tränen, Klagen, Schuldgefühle, Ärgern usw. die Beachtung, Hilfe, Trost, Angst, Sorge, Qual, Wut und ohnmächtige Verzweiflung seiner Umgebung als Maßstab ihres Interesses für ihn und seines Wertes für sie. Der Hilflose braucht und fordert die Hilfe der anderen, die ihm paradoxerweise doch nicht dürfen helfen können, um seines Überlegenheitsstrebens willen. Charakteristisch für diese Unselbständigen ist ihr Drang zum „Missionieren", zum Helfen, Belehren, Erlösen, Retten, Begönnern und Bemuttern anderer Hilfloser. Der Unselbständige braucht den Unselbständigen. Sowie er sich gerne Verantwortungen abnehmen läßt, so nimmt er sie wieder anderen ab (es fällt doch immer nur der andere dabei herein), empfängt und gibt gerne Rat, um das Gefühl seiner Schwäche und Selbstverachtung loszuwerden im Gebrauchtwerden von der Schwäche des anderen. Aus ihnen rekrutieren sich später die übereifrigen, ängstlichen, alles besser wissenden Erzieher, die ihre Umgebung in Hilflosigkeit und Abhängigkeit von sich erhalten, die „blinden Blindenführer". Sie getrauen sich ihre Scheinselbständigkeit und Freiheit nur in solcher Wichtigtuerei zu beweisen. Überall sieht man den Schatten einer zweiten Person (Adler), worauf schon ihre Ausdrucksbewegungen (sich an den Rock der Mutter hängen, sich anlehnen an eine Wand, Stützen auf

[1]) Heinrich Jacoby: „Jenseits von Musikalisch und Unmusikalisch". Stuttgart, F. Enke, 1925.

Stuhl oder Tisch usw.) deutlich hinweisen. Furchtbar sind die Kriegskosten und Folgen solcher Haltung für den einzelnen und für die Gemeinschaft.

Ein solches Bild der Hilflosigkeit, Unselbständigkeit und schwergestörter Gemeinschaftsbeziehung war z. B. ein vierundzwanzigjähriger Bildhauer, der dritte von sechs Geschwistern (drei Schwestern und zwei Brüder, tüchtiger und kräftiger als er), Sohn eines Bildhauers. Er ist verzweifelt, bringt nichts „Eigenes" fertig, kopiert nur seine Lehrer und besten Mitschüler, fragt alle Welt um Rat. Er hat Geschmack, versteht sich auf Kunst, kann klug darüber reden, nur schaffen kann er sie nicht, das heißt die Skizze wird gut. Sowie er sie fertig machen will, wird sie schlecht („Angst vor der Entscheidung"), und so wandert jede wieder in die „Dreckkiste". Er tyrannisiert seit früher Kinderzeit die ganze Familie, besonders die Mutter, deren Liebling er ist. Früheste Kindheitserinnerung: Er paust Zeichnungen durch; man tat, als ob man nichts merkte, und lobte ihn. Schlechter Schüler. Schulerinnerung: Bekam in einer lateinischen Aufgabe Note I. Der Lehrer, der merkte, daß er sie wörtlich von seinem Nachbar abgeschrieben hatte, setzt ihn das nächste Mal allein; da gibt er ein leeres Blatt ab. Bei Mißerfolgen in der Schule kam er so traurig nach Hause, daß ihn der Vater noch trösten mußte. Mied jede Tanzstunde. Traute sich nur minderwertige Mädchen zu. Beim Stehen steht er auf einem Bein, stützt den Kopf auf die Schulter. Auch seine plastischen Skizzen fielen lange Zeit hindurch immer nach der einen Seite um, konnten nicht stehen. Schwer störten ihn seine O-Beine, die er durch sorgfältig gespannte Hosen zu verbergen sucht. Liebt es, in Gesellschaft immer den Clown zu spielen (Mut des Schwachmütigen!). Glänzender Schwimmer!

Kurz: Infolge seiner tiefen Entmutigung durch seine Organminderwertigkeit (O-Beine und allgemeine Körperschwäche), seine Verwöhnung und die vermeintliche oder wirkliche Überlegenheit seiner Geschwister und des Vaters traut er sich „Eigenes", selbständige Leistungen nicht zu. „Eigenes" sah er nur an den anderen. So wagte er nur mehr die Scheingeltung der Unselbständigkeit durch Kopieren, Durchpausen und Abschreiben und erzwang die Beachtung der Umgebung durch Jammern, Reden, Schweigen, Belehren, Hanswurstereien, Gefälligkeit, Trotz, Jähzornausbrüche und Selbstmorddrohungen, vor allem aber als Sorgenkind der Familie.

Die psychologische Aufklärung des Falles war nicht schwer; schwerer dagegen, ihn zu seinem „eigenen" zu bringen. Schrittweise, unter Schwankungen gelang seine Ermutigung, Verselbständigung und Einfügung in die Gemeinschaftsaufgaben: sein erster Fortschritt war, daß er das Hosengestell eines Nachts in den benachbarten See warf. Allmählich mit wachsendem Mute wagte er, auf das Kopieren der Lehrer und Mitschüler zu verzichten und selbständige Leistungen sich zuzutrauen. Er nahm an einer Tanzstunde teil, ging auf Bälle. Sein Auftreten und seine ganze Haltung wurden gerade und frei, seine ehrgeizige Jagd nach dem Schein der Geltung verschwand, er wurde rücksichtsvoller zu Hause und in Gesellschaft. Er hatte ja nun etwas viel Besseres gewonnen. Den Abschluß der Behandlung bildete ernsthafte, selbständige, berufliche Arbeit und die Ehe mit einem wertvollen Mädchen. Mit seinen Organminderwertigkeiten hat er sich abgefunden.

Ein anderes Beispiel solcher völligen Hilflosigkeit und Unselbständigkeit: Ein achteinhalbjähriges Mädchen wird von seiner älteren Schwester in unsere Erziehungsberatungsstelle gebracht. Zart und schwächlich, ist sie das dritte Jahr in der ersten Volksschulklasse, zusammen mit ihrer zwei Jahre jüngeren Schwester, die eben in die erste Klasse eintrat und eine bessere Schülerin ist als jene. Sie arbeitet nur dann und so lange, als jemand neben ihr sitzt und ihr hilft, allein aber gar nichts. Auf Lob reagiert sie ausgezeichnet, auf Tadel mit größter Empfindlichkeit und Trotz. Das von den Eltern tief entmutigte (Vater, 36 Jahre, und

Mutter, 50 Jahre, leben in unglücklicher Ehe) und auf seine kleine Schwester sehr eifersüchtige Mädchen versucht es also, als Sorgenkind sich zur Geltung zu bringen und durch das (unverstandene) Arrangement größter Schwäche und Hilflosigkeit die Beachtung und Hilfe der Umgebung zu erzwingen und sich zu deren Mittelpunkt zu machen, was es natürlich mit dem furchtbaren Preis einer schlechten Entwicklung bezahlt. Daß das Kind diese kostspielige Rolle festhält, liegt daran, daß es, wenn es selbständig arbeiten würde, fürchtet, neben der Schwester nicht mehr beachtet zu werden. Dies aber versteht es nicht und die Eltern auch nicht, die fortgesetzt den Fehler machen, die Kleinere gegen sie auszuspielen. In der Aufklärung der Eltern, der Lehrerin und des Kindes über den Zusammenhang können wir ihm durch Vertrauen, Geduld und Ermutigung dazu verhelfen, durch ausdauernde eigene Anstrengungen seine Lücken allmählich auszufüllen und so auf dem Wege der Leistung sich zu nützlicher Geltung zu bringen.

Kinder ängstlicher Eltern erfassen oft frühzeitig Angst und nächtliches Aufschrecken als Mittel, die Hilfe, Zärtlichkeit und den Trost der Eltern in ihren Dienst zu stellen, um später, als Erwachsene mit den Mitteln völliger Unselbständigkeit, Angst und Hilflosigkeit als Platzangstkranke oder Melancholiker sich von ihren Lebensaufgaben zu entheben und Privilegien zu erpressen, ihre Verantwortung aber auf andere abzuschieben.

Frauen, die gerne mit ihrer Schwäche und Hilflosigkeit paradieren und an die Ritterlichkeit der Männer appellieren, wurden in ihrer Kinderzeit mittels einer schlechten Erziehungsmethode unsicher gemacht durch Überschätzung des männlichen Geschlechts vor dem weiblichen und durch Einschüchterung und tausend Einengungen mehr oder minder ihres Selbstvertrauens beraubt und fallen so sich und anderen (auch dem Manne, der Familie, Freunden usw.) zur Last.

Eine charakteristische Folge solcher Unselbständigkeit findet sich auf dem Gebiete des religiösen Lebens. Es ist dies der Fatalismus und der in billigen, selbstgenießerischen Gefühlen schwelgende Mystizismus feige und schwachmütig Gewordener, die sich aller Verantwortung und Bemühungen ihren Lebensaufgaben gegenüber entschlagen und sie Gott zuschieben. Aber „hilf dir selbst, so hilft dir Gott!“ Gott hilft nur denen, die sich selbst helfen, die mithelfen!

Das Kernproblem der Vorbeugung und Heilung der Unselbständigkeit, Assozialität und damit auch aller Neurosen und Verwahrlosung ist: die Erziehung der Erzieher (Eltern, Lehrer Ärzte, Kindergärtnerinnen, Hortleiter, Fürsorger, Heilpädagogen, Richter, Seelsorger usw.). Mit ihr allein steht und fällt dieses Problem. Das Kind, der Kranke, kommt erst in zweiter Linie. Erziehen ist nicht schwer, man braucht es nur richtig zu machen. Es ist wie mit jenem Manne, der einen berühmten Automilfahrer fragte: „Das ist wohl sehr schwer, das Autofahren?“ „O nein,“ erwiderte dieser, „gar nicht. Man braucht nur immer auf der Landstraße zu bleiben!“

Entmutigung, Scheinselbständigkeit, Unselbständigkeit und schmarotzerische Scheingemeinschaft fordern sich gegenseitig ebenso notwendig wie Mut, wahre Selbständigkeit und wahre Gemeinschaft, wie Freiheit und Hingebung. Wahre Selbständigkeit und Selbsthilfe verträgt sich nicht mit Feigheit, Unselbständigkeit, Verantwortungsscheu und egozentrischer Belastung der Gemeinschaft, wahre Gemeinschaft nicht mit einer Scheinselbständigkeit des Trotzes und einer Mithilfe, die den Mitmenschen in seiner Unselbständigkeit erhalten will.

Erzieherische Tätigkeit läuft leicht Gefahr, das eigene Beobachten, Erinnern, Vergleichen, Prüfen, Wagen, Tun usw. des Kindes geringer zu schätzen als das Vertrauen in die Antworten anderer, als den Verlaß auf den „Gewährsmann“, auf die „Bürgschaft“ der anderen: Eltern, Kinderfrauen, Lehrer, Seelsorger, Arzt (oder später Regierung, Partei, Stand, Verband, Vorgesetzte usw.).

Diese Gefahr schwindet bei einem Erzieher, dessen „persönliche" Autorität[2]) zurücktritt hinter der „überpersönlichen" Autorität des „Selbstvertrauens der Vernunft" auch im Kinde, das er zu wecken versteht durch Liebe, Vertrauen, Geduld, Achtung vor den kindlichen Fähigkeiten und Kräften, Ermutigung und — sein eigenes Beispiel und Vorbild.

Ein solcher Mensch schielt nicht mehr ängstlich nach „außen", nimmt nicht mehr alles „persönlich", zitternd für seine Rolle, ob Prestigegewinn oder -verlust seiner warte, sondern sieht in allen sogenannten „Schwierigkeiten" nur eine „sachliche, schlichte, einfache Aufgabe, deren schrittweises Gelingen ihn mit Dankbarkeit erfüllt, deren Nichtgelingen für ihn weiter nichts ist als wiederum eine Aufgabe mit dem Motto: Besser machen!

Die nicht mehr aus der Welt zu schaffende Errungenschaft des Christentums: die Achtung vor der Eigenart und dem Eigenwerte jeder einzelnen Menschenseele, der Mut zur Selbständigkeit und die Solidaritätsidee muß Schluß machen mit dem auch heute noch schwer überschätzten „Ideal des bequemen (in Wirklichkeit sehr unbequemen), unselbständigen, gehorsamen, hörigen Menschen, des Untertanen", um den Weg freizumachen dem für diese Erde und ihre Aufgaben tauglicher vorbereiteten Menschen: dem selbständigen, freien und selbstverantwortlichen, ganzen Menschen und Mitmenschen.

Zur Psychologie des Intellektualismus*)

Von VIKTOR E. FRANKL (Wien)

Bevor ich zu den meritorischen Ausführungen übergehe, muß ich einige formale Bemerkungen vorausschicken. Die erste geht den Gegenstand der Untersuchung an. Es handelt sich hierbei um eine vorläufige Definition des Begriffes „Intellektueller", den ich verwenden werde. Dazu ist zu sagen, daß ich unter ihm nicht einfach den geistigen Arbeiter verstehe; ich fasse also den Begriff nicht in Bezug auf den Beruf. Aber ich meine auch nicht einen Menschen, der sich schlechthin mit geistigen Dingen beschäftigt, den das geistige Leben interessiert oder der an ihm irgendwie Anteil nimmt; also auch nicht den „privat" geistig Arbeitenden. Vielmehr will ich vom Intellektuellen als einem psychologischen Menschentypus sprechen, dessen Einstellung zum Leben durch eine gewisse Hypertrophie, ein Überwuchern der Denkfunktion allgemein charakterisiert ist. Darauf kommen wir ja dann ausführlich zu sprechen. Wenn Sie wollen, können Sie ihn auch „Intellektualisten" heißen. Zweitens ist zur Methode zu bemerken, daß ich den soziologischen Gesichtspunkt bewußt vernachlässige; doch dies nicht etwa deshalb, weil mir nicht bekannt wäre, wie innig das Psychologische mit dem Soziologischen verknüpft ist, wie erst beide zusammen das komplexe Phänomen ausmachen und wie es nur dadurch möglich ist, ihm gerecht zu werden und der Wirklichkeit näherzukommen, daß man von möglichst vielen Seiten heranrückt; allein erstens fühle ich mich solcher Aufgabe nicht gewachsen, zweitens halte ich ihre Erfüllung nicht für durchaus notwendig im Rahmen des vorwiegend psychologisch aufgefaßten vorliegenden Themas und drittens behalte ich eine entsprechende Stellungnahme und Ergänzung

[2]) L. Seif: „Autorität und Erziehung" in „Heilen und Bilden" von Dr. Adler und Dr. Furtmüller, 2. Aufl., Verlag Bergmann, München.

*) Nach einem Vortrage, gehalten in der Wiener Sektion des Internationalen Vereines für Individualpsychologie am 22. März 1926.

den Diskussionsrednern vor. Das Dritte, was ich einleitend zu sagen habe, dreht sich um etwas Prinzipielles; es handelt sich um nicht weniger als um das Problem der Geltung, um die Grenzfragen der Wertung.

— Es ist a priori nicht im geringsten ausgemacht, daß das, was wir krankhaft nennen, auch falsch ist. Es ist damit, daß wir etwa eine intellektualistische Anschauung oder Wertung im Lichte der Individualpsychologie lebensunrichtig finden, noch lange nicht gesagt, daß sie auch in sich unrichtig ist. Wir dürfen hier eben nicht in den Fehler des Psychologismus verfallen, der aus der Tatsächlichkeit eines psychischen Aktes die Geltung des Inhalts erschließen zu können glaubt, andererseits die gewisse inhaltliche Autonomie und mögliche meritorische Berechtigung pathologischer Akte übersieht. Ein in diesem Fehler befangener Psychotherapeut käme mir so vor, wie einer, der jemanden wegen Syphilidophobie zu behandeln hat und sich dafür überhaupt nicht interessiert, ob der Patient vielleicht tatsächlich eine Lues akquiriert hat, und gar nicht daran denkt, ihm die faktische Gefahr einer Infektion vor Augen zu führen gleichzeitig mit der Aufzeigung ihrer Übertreibung in der phobischen Angst. Was da nottut, ist eine logische Korrektur durch immanente Kritik mit sachlicher Argumentation[1]); erst auf der Basis einer kompetenten Instanz können wir erhoffen, den Fehler in biologisch-psychologischem Sinne zu beheben. Eine solche Einstellung aber halte ich weniger für das Gebot einer gewissen weltanschaulichen Ehrlichkeit des Psychotherapeuten als vielmehr für eine häufige unerbittliche Forderung der Praxis. Doch ist jeder allgemeine Vorwurf des Pragmatismus gegenüber der Individualpsychologie gegenstandslos; gerade sie sieht ja in der Neurose letzten Endes nichts anderes als einen bloßen Irrtum[2]). Darüber hinaus, neben dieser logistischen Auffassung, scheint mir die Individualpsychologie ein vorläufig noch nicht genug schätzbares Stück geleistet zu haben im Hinblick auf eine zukünftige Überbrückung der Kluft zwischen Psychologismus und Logizismus — die mir keineswegs als entsprechend einer letzten Weisheit imponieren kann — und zwar durch die Einführung des Begriffes der „Zusammenhangsbetrachtung" von Alfred Adler. Vielleicht kann man von der gleicherweise im psychologischen wie im logischen Zusammenhange geltenden sinnmäßigen Betrachtung aus einen Weg finden zu einer einheitlichen Wertung (Logik des Lebens — „Biologik"!). Jedenfalls sind wir bereits auf dem Boden des philosophischen Grenzgebietes angelangt; ich muß gestehen, daß mich das weder wundert, noch schreckt, sondern reizt. —

*

Nun kämen wir in medias res. Ich habe bereits eingangs bei der Definition erwähnt, daß im Intellektualismus das Denken hypertrophiert, überwuchert. Dies kommt dadurch zustande, daß es aus einem ursprünglichen Mittel in biologischem Sinne, also einem Mittel der Lebenserhaltung, zum Selbstzweck wird. Diesen Mechanismus der Wandlung eines Mittels zum Selbstzweck können wir auf fast allen Gebieten verfolgen; er scheint mir bei der Genesis der Kultur eine fundamentale und wesentliche Rolle zu spielen. Vor Jahren glaubte ich noch, er sei bloß der Ausdruck eines universalen Ausgleichsprinzips und entstehe auf Grund einer Art Spannungsausgleich, die sich psychologisch als psychische Asthenie darstellt. Allein als Individualpsychologe wurde ich eines besseren belehrt, dahingehend, daß wir ja jede „Kraftlosigkeit" oder „Schwäche" für unecht anzusehen und als Arrangement zu entlarven pflegen, wobei die Überzeugung zugrunde liegt, daß es keine negativen Strebungen — wie etwa der „Todestrieb" in

[1]) Man soll den Patienten so weit bringen, daß ihm klar wird: „Es gibt keinen Gegengrund gegen das Wohlwollen, gegen die Arbeit und gegen die Liebe" (Dr. Alfred Adler, „Praxis und Theorie der Individualpsychologie").

[2]) Vgl. Seif: „Die Überführung der ‚kritiklosen' Lebensanschauung in die ‚kritische' ist die Aufgabe der Heilung des Nervösen" (Autoreferat, „Int. Zeitschr. f. Individualpsych." II. 2).

der Psychoanalyse — gibt, sondern die positiven sich oft nur negativ erscheinender Mittel bedienen. Der Begriff der „Entmutigung“ impliziert bereits dieses Moment: Es handelt sich hier für uns sozusagen um ein bloßes Zurückweichen der Kräfte, welche ihrerseits durchaus positiven Charakter haben und behalten.

Aber als Individualpsychologen, die wir gewohnt sind, an die Phänomene des Seelenlebens mit teleologischen Gesichtspunkten heranzutreten, geben wir uns mit der Aufdeckung von Mechanismen wie der Wandlung eines Mittels zum Selbstzweck nicht zufrieden und wollen weiterforschen nach ihrem „Sinn“. Fragen wir uns also: „Wozu“ dient die Verselbständigung der Denkfunktion im Sinne eines Selbstzweckes, welchen Zweck hat diese biologische Wandlung selbst? Nun, die Antwort fällt uns nicht schwer. Sie bezweckt und erreicht eine Ausschaltung des primären Lebenszweckes, sie dient der Flucht vor dem Leben, geboren aus der Angst vor ihm — oder könnten nicht unmittelbar durch diese Angst die Sicherungen erstarren?! —

Dies wäre eine gedrängte Wiedergabe jener leitenden Gesichtspunkte für die großen Zusammenhänge, die mir für das Verständnis der Phänomene des Intellektualismus wichtig erscheinen. Jetzt heißt es, letztere einzeln vorzunehmen und im Lichte des oben Gesagten zu behandeln. Dabei kann ich nicht umhin, aus rein heuristischen Gründen einer gliedernden und die Übersicht erleichternden Ordnung bestimmte Kategorien in die Betrachtung einzuführen. Um allen etwaigen naiven Mißverständnissen vorzubeugen, kann nicht genug betont werden, daß sie nicht mehr sein sollen als regulative Prinzipien fiktiver Natur und keinerlei wie auch immer gearteten Anspruch auf objektive Geltung haben. Ich bin mir dessen vollkommen bewußt, daß sie der Wirklichkeit mit ihrem komplexiven Charakter nicht Herr werden können; dazu sind sie aber auch nicht geschaffen!

Ich benütze folgendes Schema:

	morphologisch (zwangsneurotisch)	funktional (paranoid)
Ausdruck	I	II
Sicherung	III	IV

Dies muß nun näher erläutert werden. Unter der Kategorie „morphologisch“ soll der Denkakt, hypertroph als solcher, betrachtet werden als Form des Intellektualismus; dagegen unter der Kategorie „funktional“ — im Sinne eines Werdens aus dem Denkakt und nicht eines Werdens des Denkaktes selbst! — seine inhaltliche, insofern funktionale Überbetonung oder die Hypostasierung des Denkgegenstandes, wiederum in Bezug auf die Phänomenologie des Intellektualismus. Was nun die Kategorien „Ausdruck“ und „Sicherung“ anlangt, so verstehe ich bei dieser heuristischen Unterscheidung unter Ausdruckssymptomen alles, was unmittelbarer, direkter Ausdruck einer psychischen Tendenz, also primär ist, während ich mit den Sicherungssymptomen alles Sekundäre, mittelbare und indirekte Symptome, Mittel und Sicherungen meine. (Letzterer Begriff deckt sich mit dem des „Arrangements“.) Diese Unterscheidung ist natürlich eine relative und keine antinomische: Eine Erscheinung, ein Symptom kann beides gleichzeitig sein, die Einordnung ist Sache des Gesichtspunktes. So werden wir etwa eine Körperhaltung oder Ausdrucksbewegung unter die Ausdruckssymptome rechnen, wenn wir ihr gegenüberstellen wollen die oft scheinbar ihr widersprechenden bewußten Wollungen und Ansichten desselben Individuums. Dabei wird das Ausdruckssymptom immer (komparativ!) das Echtere und das Ursprünglichere sein, stellt aber zuletzt selbst wiederum eine Sicherung dar in biologischem Sinne

(nämlich Sicherung des Lebens, nicht vor dem Leben).[3] Zu erwähnen ist noch ein Hinweis auf die auffallenden Analogien und engen Beziehungen erstens zwischen den unter „morphologisch" anzuführenden Formen des Intellektualismus und Erscheinungen, wie sie uns von der klassischen Zwangsneurose her bekannt sind, und zweitens zwischen all dem, was wir unter der Kategorie „funktional" werden subsumieren müssen, und typisch paranoiden Symptomen. —

I. Gruppe „Wissensdurst". Ausgehend von dem banalen Spruch „Wissen ist Macht", können wir einen großen Wissensdurst individualpsychologisch direkt in den teleologisch verständlichen Zusammenhang übersetzen und sagen dann: Wissensdurst = Machtstreben. Dies wird ohne weiteres klar, wenn man nochmals bedenkt, welchen biologischen Sinn das Denken, bezw. Wissen erfüllt: Sicherung des Lebens! Der Wissensdurst ist somit unmittelbarer Ausdruck jener Sicherungstendenz. Wobei wiederum zu beachten ist, daß hier eine biologische Sicherung und nicht im individualpsychologischen Sinne eines Arrangements vorliegt. Interessant ist an dieser Stelle ein Vergleich unserer Auffassung vom psychologischen Wesen des Intellekts mit der psychoanalytischen; während letztere in ihm den Versuch einer Bewältigung von Triebhaftem, eines Abreagierens (etwa neuerdings des Geburtstraumas), also etwas Reflexives sieht, betonen wir die wesentlich prospektive Tendenz, das in die Zukunft gerichtete Bestreben, durch Wissen der Umwelt gewachsen zu sein. Als Erscheinungsform des Intellektualismus, als mögliches und häufiges Symptom des Intellektuellen gestaltet sich der Wissensdurst durch eine Hypertrophie des Denkens, Wissenwollens, in Hinsicht auf das Denken als Akt, als Form, daher in morphologischer Beziehung. Die Zusammenhänge mit dem Grübelzwang der Zwangskranken sind eklatant; gewiß ergeben sich von hier aus Gesichtspunkte, die zum allgemeineren psychologischen Verständnis der Zwangsneurose ihren Beitrag leisten können ganz im obigen Sinne der Wandlung eines Mittels zum Selbstzweck mit einer Fluchttendenz vor letzterem. Im übrigen ist dieses Kapitel von sich aus verständlich und im konkreten nichts Neues zu sagen.

II. Gruppe „Mystizismus". Hier liegen die Verhältnisse insofern anders, als nicht der Denkakt als solcher eine Überbetonung, ein Anwachsen erfährt, sondern vielmehr zeigt der Inhalt etwas Übertriebenes, ins Grandiose Gesteigertes. Aber auch hier gelingt uns leicht der Nachweis der geheimen Tendenz solcher Hypertrophie. Es mag genügen, wenn ich in diesem Zusammenhange auf die wertvolle Arbeit von Dr. Erwin Wexberg verweise, der in seinem Aufsatze „Zur Psychopathologie der Weltanschauung" („Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie", XCVI, 1—3) alles sagt, was vom individualpsychologischen Standpunkte zur Psychologie der Mystik gesagt werden kann, wobei er auch ziemlich übereinstimmende Ansichten von Jaspers zitiert. Bei jedwedem Mystizismus, ob er uns nun als Theosophie, Okkultismus oder sonstige Moderichtung zu imponieren sucht oder als auffallend einseitige, übertriebene Form metaphysischer Systembildung erscheint, handelt es sich um nichts anderes als um einen Ausdruck des Machtstrebens, einen direkten Durchbruch der Expansionstendenz, eine primäre

[3]) Als praktisches Unterscheidungsmerkmal leistet uns bei Neurosen allem Anscheine nach folgender Satz gute Dienste: Arrangements sind immer zweckentsprechend im Rahmen des neurotischen Lebensplanes; Ausdruckssymptome aber sind im Hinblick auf das neurotische Ziel gewöhnlich unvernünftig, während sie gerade dadurch dem Therapeuten am meisten von der falschen Grundeinstellung des Patienten verraten. Beispiele: Impotenz einerseits als Sicherung vor der Ehe und anderseits vorwiegend als „unmittelbarer Ausdruck" der Furcht vor Blamage — bewirkend die größte Blamage! Oder: Schlaflosigkeit mehr als Ausrede für den nächsten Tag, bezw. Schlaflosigkeit mehr aus Angst vor dem nächsten Tag. Den Einfluß derartiger Unterscheidung auf Ätiologie und Behandlungstechnik zu beweisen, ist hier nicht der Ort. Auf vielseitige Anregung hin werde ich demnächst Gelegenheit nehmen, diese Gedanken und Fragen vor einem größeren Forum auf eine breitere Diskussionsebene zu stellen.

Spiegelung der Geltungssucht im Rahmen des Denkinhaltes selbst. Das klinische Prototyp findet sich in der paranoia mit ausgebildetem Größenwahn. Als Individualpsychologen sehen wir da eine Hypostasierung der leitenden Fiktion des Persönlichkeitsideals. Gleichzeitig aber wird hier mehr denn sonst klar, wie der Sinn eines Symptoms als Ausdruck oder Mittel sich gegenseitig ergänzt, durchwirkt und verschränkt: — Von der Tatsache des hypertrophen und hypostasierten Charakters der besprochenen Leistungen des Intellektuellen fällt unter anderem auch ein Streiflicht auf die psychologischen Probleme der Kunst. Hier gilt Paralleles, bis darauf, daß wir nun an Stelle einer Hypertrophie des Denkens eine solche des Gefühlslebens und statt hypostasierter Denkinhalte Schönheit oder Phantasie vor uns haben; die „pathologischen" Formen treten auf als Pathos, Sentimentalität und Pose. Ähnliche Beziehungen bestehen vielleicht zwischen Willensleben und Spiel, Sport; hier ist der Anschluß an Adlers Lehre vom „Nebenkriegsschauplatz" gegeben!

III. Gruppe „Skeptizismus". Abermals geraten wir auf ein Nachbargebiet der Zwangsneurose, deren Zweifelsucht nur ein verzerrtes Ebenbild, die Karikatur des Skeptizismus ist. Über die Berechtigungslosigkeit der Skepsis auch vom rein logischen Standpunkt kann hier nicht das Wort ergriffen werden, auf die entsprechende Beweisführung muß ich verzichten. Doch müssen wir den individualpsychologischen Tatbestand festhalten und der lautet: Zweifel ist Verneinung der Aufgabe — mit der Ätiologie einer Mutlosigkeit. Und in der Tat rekrutiert sich das Gros der Skeptiker, aber auch der ihnen verwandten Relativisten, vielleicht auch in gewissem Sinne der Psychologisten (Leugnung einer autonomen logischen Geltung!) aus der Reihe der Skeptiker des Lebens, aus der Masse der ewig Blasierten. Das sind jene Leute, die es so großartig verstehen, einfach jede Sache zu einem ungeheuren Problem zu machen, aus allem Problematik herauszuschlagen. Hierher gehören die Menschen, die, wenn sie — sagen wir — ein Freundschaftsverhältnis eingehen, sich immer wieder fragen: „Ja gibt es aber überhaupt wahre Freundschaft? Und sind denn meine Gefühle auch echt?" usw. So entheben sie sich der Aufgabe, alles Risikos und kommen um Tat, Gemeinschaft, Erleben. Das Leben dieser Menschen, die sich stets auf einer Schneide bewegen zwischen Unzufriedenheit und Krankheit, gleicht, um ein Gleichnis zu bringen, einer Sitzung, in der man über die Geschäftsordnungsdebatte nicht hinauskommt und die meritorischen Verhandlungen nicht beginnen kann, etwa weil die Redner von der Opposition nur zum Zwecke eines Hinausschiebens der Erledigung der harrenden Aufgaben lange Reden halten — der Zwangsneurotiker — und der ihm nahestehende Skeptiker — ist ein Obstruktionsredner des Lebens! Dadurch, daß immer erst die Berechtigung der Fragen endlos erwogen wird, ihr Gegenstand und Ziel aber (Wahrheit und Tat) langsam von der Tagesordnung verschwindet, werden die Fragen selbst gegenstandslos gemacht und jede Auseinandersetzung erscheint überflüssig. Fassen wir den wesentlichen Mechanismus bei der Genese des Skeptizismus zusammen: Hypertrophie, Überwuchern der Denkfunktion (Wandlung aus einem biologischen Mittel zum Selbstzweck) mit deutlicher Fluchttendenz, bei einer durch Negation der Möglichkeit des Zieles, Verneinung der Erkenntnis- und Lebensaufgabe herbeigeführten Dehnung der Denkakte; also: Sicherung durch hypertrophe „negative" Denkakte („morphologisch")!

IV. Gruppe „Einseitigkeit". Hier habe ich ziemlich divergente Symptome des Intellektuellen um den Zentralbegriff der Einseitigkeit gruppiert, da diese in allen betreffenden Leistungen doch irgendwie ausgeprägt ist. Es sind zu nennen: Vor allem die Neigung zur Schematisierung und Schablonisierung. Dabei muß aber betont werden, daß natürlich keine Wissenschaft ohne Schemata auskommt; diese sind eben Mittel der Erkenntnis. Wo jedoch diese Mittel Selbstzweck werden — was man daran erkennt, daß sie den elastischen Kontakt mit der aufgegebenen Wirklichkeit verlieren und so den Fortschritt der Erkenntnis hemmen — erst dort

setzt unsere psychologische Kritik ein[4]). Deshalb hütet sich ja gerade die Individualpsychologie selbst vor einer allzu rigorosen Fassung ihrer Begriffe — bloßer Fiktionen — und derartiger „Diskussionen", die auf einen unnützen Wortstreit hinauslaufen. Freilich braucht sie ihre Fiktionen — sie muß die Seele, wenn ich so sagen darf, an irgendeinem Zipfel aufhängen, um dann den Faltenwurf zu studieren; aber ihr ist es doch um mehr zu tun. — In dieses Kapitel gehört weiters: Jeder Fanatismus der Apostel von „Richtungen", der Schulanhänger wie Parteigänger (Beziehungen zur paranoia!); er ist das kollektive Korrelat zur erkenntnismäßigen Einseitigkeit, wobei sich allerdings schon ein quantum satis Gemeinschaftsgefühl durchsetzt. Anders dagegen bei Formen wissenschaftlicher Intoleranz, ebenso beim Kastengeist der Intellektuellen, ihrem spezifischen! arroganten Begabungswahn, ferner in aller typischen Gelehrtenart und jeder unnötigen Fremdwortmanie, in nörgelnd erhabenem Ästhetizismus oder übermäßiger, wütender Diskussionslust; schließlich und endlich in jener Erscheinung, die ich einmal „Geistversportlichung" taufte, welches Wort die Definition erspart. Die kursorische, schlagwortmäßige Anführung dieser Dinge muß im Interesse der Hervorhebung des allgemeinen Zusammenhanges entschuldigt werden. Es sei mir nur ein Hinweis gestattet auf die hypothetische Möglichkeit der Setzung einer speziellen genetischen Grundlage. Ich kann mir nämlich ganz gut vorstellen, daß der geistig rege Mensch, auf den eine tragisch riesenhafte Masse von Problemen einstürmt, denen er sich naturgemäß, in Anbetracht der bescheidenen Kräfte seines individuellen Wissens und Lernens, nicht gewachsen fühlt, ängstlich nach allumfassenden, aber auch ertötenden Abstraktionen greift und verkrampft an ihnen festhält, wobei ihre ursprünglich wertvolle regulative Einseitigkeit hypostasiert und Selbstzweck wird. In diesem Sinne könnte man da vielleicht mit Recht von einem gewissen „logischen Minderwertigkeitsgefühl" sprechen. — Bei allen aufgezählten Phänomenen steckt im Kerne ein limitierendes Moment, das der Sicherung dienen soll; dabei ist die Übertreibung dieser im Wesen der Erkenntnis mit apriorischer Notwendigkeit gegebenen Limitation („Einseitigkeit") eine Hypertrophie in Hinsicht auf den Denkinhalt, also „funktional". —

*

Ich habe versucht, Ihnen eine Skizze und einen Überblick zu geben über die mannigfaltigen Erscheinungsformen des Intellektualismus. Entschuldigen Sie, daß es nicht mehr war, aber vielleicht wollte ich nur für die Diskussion anregen und ihr eine Plattform schaffen. — Erinnern Sie sich daran, daß in der Einleitung, beim Problem der Geltung, von der Notwendigkeit die Rede war, durch immanente Kritik der Therapie intellektueller Phänomene zu Hilfe zu kommen. Dazu gehört sich aber, die Maximen der Geltung und Kriterien der Wertung bewußt anzuwenden. Wenn ich nun daran gehe, nach der Psychologie des Intellektualismus eine Kritik seiner zu liefern, so muß ich wohl die Voraussetzungen angeben, die sie berechtigen sollen. Diese Voraussetzungen birgt eben der am Schlusse der Einleitung angedeutete Maßstab einer (logisch-psychologischen und biologisch-kulturellen) Zusammenhangsbetrachtung, die ich „Biologik" nennen möchte — ein Maßstab, welcher sich leicht mit der exquisit individualpsychologischen Beurteilung nach der Nützlichkeit für die Gemeinschaft in Übereinstimmung bringen läßt. Sobald wir uns also über diese prinzipiellen Grundlagen im klaren sind, wollen wir die Möglichkeit einer Überwindung des Intellektualismus ins Auge fassen.

Praktisch gehen wir zu diesem Zwecke am besten von jenem Gebiete aus, auf dem das Denken als Selbstzweck bewußt hingenommen wird: der Philosophie.

---

[4]) In diesem Sinne ist die Bezeichnung „Psychopathologie des Intellektualismus", welche Dr. Adler für meine Arbeit vorgeschlagen hat, nicht unzutreffend.

Ist es doch meiner Ansicht nach das Wesen der Philosophie, grundsätzlich vorurteils- und interesselos zu denken. Doch kann ich mir schon ganz allgemein nicht vorstellen, daß irgendeine Tendenz, ein Prinzip erstehen und erwachsen könnte auf organischem Boden, das nicht in sich konsequent und selbsttreu fortgeführt, am Ende in irgendeiner Form wieder zurückführte zu seinem Urgrunde, zum Leben.

Und so kann man es auch kaum anders von der Philosophie erwarten, als daß sie in ihrem letzten Ergebnis zu einer vollen, bedingungslosen Anerkennung des Lebenswertes und -sinnes, wenn auch nur als eines Grenzbegriffes, gelangt, um mit Kant zu sprechen, den „Primat der praktischen Vernunft" setzt und unmittelbar zur Tat weist. Allein es darf uns ebensowenig wundern, wenn psychologisch, menschlich betrachtet, aus jener Anerkennung eine Phrase wird und das Bekenntnis zu Leben und Tat ein Lippenbekenntnis bleibt. Und mögen selbst mystische Systeme[5]) bis zu jenem letzten Punkte ihre Schritte wagen, dort werden sie steckenbleiben, kleben und nicht weiterkönnen. Sicher haben wir es hier immer nur mit einem circulus vitiosus zu tun; die Philosophie, der bewußt gewordene Intellektuelle, im Begriffe, sich selbst als solcher zu verneinen, bewegt sich noch im Kreise. Wir müssen aber fordern, daß diese Schlange, die sich in den Schwanz beißt, sich endlich einmal auch auffrißt; doch allzu oft erstickt sie an sich selbst. Was hier nottut, ist bewußtes Transzendieren des Prinzips, des Gebietes, auf Grund einer gläubigen Anerkennung der wesensmäßigen Transzendenz alles Denkens und Lebens, der Griff nach der Psychotherapie als Technik dieses Sprunges von der erhabenen Abstraktion ins tätige Leben.

Nun, fast alle von uns sind auf einem intellektuellen Wege des Interesses zur Sache der Individualpsychologie gestoßen. Und so ist es auch zu erwarten, daß mancher noch ein gut Stück des Intellektuellen mit sich trägt, wenn auch mehr minder bereits angefressen. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit gewisser praktischer Gesichtspunkte für die (Selbst-) Erziehungsarbeit. Drohend erhebt sich nämlich am Horizont, den wir bisnun gewonnen haben, eine Scylla und Charybdis. Auf der einen Seite steht die Irrmeinung derer, die sich den naiven Glauben an das Ideal bewahrt haben: sie werden meinen, daß auch das Ideal des bewußten Menschen, des in kritischer Bewußtheit aktiven Menschen, das sich als positives Resultat und Postulat aus meinen Darlegungen ergibt, überhaupt erreicht werden könne. Auf der anderen Seite aber erblicken wir diejenigen, welche an seiner Verwirklichung verzweifeln. Beide haben unrecht. Denn beide begehen denselben Fehler, nämlich daß sie das Ideal wörtlich nehmen; wissen sie doch nicht, daß Ideale nicht dazu da sind, um verwirklicht zu werden, sondern vielmehr die Wirklichkeit, um idealisiert zu werden! Wir wollen uns also bloße Regulative schaffen, richtunggebende Leitbilder; und zwischen jener Scylla und Charybdis uns geschickt hindurchlavieren, in ehrlicher Arbeit an uns selbst dem Regulativ ergeben und entgegen! . . . . Wenn man mich aber jetzt fragen wird, welche Kriterien ich besitze, um zu entscheiden, wie weit einer auf diesem schwierigen Wege bereits fortgekommen ist, inwiefern etwa seine Worte noch als Phrase oder schon als echt zu werten sind, dann muß ich auf die hier für mich einzig maßgebende, alleinige Beweiskraft des Schöpferischen verweisen. Getreu dem individualpsychologischen Leitspruch: Was einer meint, interessiert uns nicht, sondern nur, was er tut! — habe ich die Überzeugung, daß alles Wahre sich — bewährt, automatisch sich in Leistung umsetzt, in echtes Erleben, in lebensnahe Gemeinschaftlich-

[5]) Brihadâranyaka-Upanischad (IV., 4. 21.): „Hat der Brahmane weise es erkannt, dann handle der Erkenntnis er gemäß und sinne nicht den vielen Worten nach, die nutzlos nur dem Mund Ermüdung bringen."

keit, in Taten im Rahmen des Alltags. In diesem Aspekte mag uns die Individualpsychologie als Lebenskunst erscheinen, als Technik der Aktualisierung von Menschen, gegründet auf ihrer Entproblematisierung. Meine Damen und Herren, ich bin am Schlusse. Lassen Sie mich diese Ausblicke auf die Tat als tiefste Berechtigung, als besten Beweis und letzte Gewähr „echter" Wahrheit ergänzen mit den Worten eines großen Mannes, die so klingen, als hätte sie ein großer Individualpsycholog gesagt; mit den Worten jenes Mannes, der es wagen durfte, den Wortlaut des Evangeliums abzuwandeln in seiner These „im Anfang war die Tat" — mit den Worten Goethes: „Durch Betrachten lernt man sich niemals kennen, wohl aber durch Handeln; tue deine Pflicht und du weißt, was an dir ist; was aber ist deine Pflicht? Die Forderung des Alltags!"

Zur Psychologie der Frau

Von Dr. ELISABETH MEHLING (Nürnberg)

Vor etwa 20 Jahren erschien ein Buch des Neurologen Möbius über den physiologischen Schwachsinn des Weibes. Nach seinem Erscheinen erhoben sich Stimmen von Männern und Frauen gegen diese Überspannung der Superiorität des männlichen Geschlechtes. Aber es fehlte auch nicht an Menschen, die gleich Möbius von der Inferiorität der Frau noch überzeugt waren. Die Frau sei, so behauptet Möbius, auf Grund ihres schon bei der Geburt weniger gut entwickelten Gehirns zum Schwachsinn prädestiniert. Broca, Ellis, Retzius haben festgestellt, daß weder bei Neugeborenen noch bei Erwachsenen Eigentümlichkeiten festzustellen sind, durch welche das männliche von dem weiblichen Gehirn immer deutlich zu unterscheiden wäre. Aber auch wenn diese Gehirnbefunde nicht aufzuweisen wären, scheint es mir unmöglich, daß heute ein solches Buch, wie das von Möbius, noch geschrieben würde oder gar Absatz fände. Zwar gibt es noch immer genug Menschen, die auf dem Standpunkt von Möbius stehen. Stand doch am 29. September 1925 in den Tageszeitungen folgende Notiz:

> „Die mildernden Umstände des weiblichen Geschlechts. Vor dem Schwurgericht des Landesgerichtes in Magdeburg stand eine Meineidsache zur Verhandlung. Beweisaufnahme und Zeugenvernehmung hatten ergeben, daß mildernde Umstände zuzubilligen waren. Also suchte der Vorsitzende, Landgerichtsrat Dr. Gutjahr, nach solchen und er fand sie auch. In dem von ihm formulierten Urteil waren sie in den folgenden Sätzen enthalten:
> Bei der beim weiblichen Geschlecht allgemeinen Oberflächlichkeit, bei der mangelhaften Fähigkeit, unmittelbar Wahrgenommenes von bloßen Schlußfolgerungen überhaupt oder doch in der erzählenden Wiedergabe zu unterscheiden..."

Die Art, wie die Notiz gebracht wird, zeigt immerhin, daß die Zeitungen solche Urteile brandmarken. Die allgemeinen Ansichten der Menschen über die geistige Leistungsfähigkeit der Frau müssen sich demnach gewandelt haben. Man kann heute nicht mehr so offen vom „Schwachsinn des Weibes" reden; denn zu viel Frauen haben schließlich durch ihre Taten in den letzten Jahrzehnten bewiesen, daß sie gleichwertige Arbeit zu leisten vermögen, auch auf geistigem Gebiete. Wenn man bedenkt, daß erst vor 20 Jahren in Deutschland sich den Frauen die Universitäten öffneten, ist ihre Leistung und der Wandel der landläufigen Ansichten ein ungeheurer. Wir sehen aus diesen Tatsachen, daß die Begriffe und Anschauungen fließend, wandelbar sind. Wo man ehedem an unabänderliche, weil angeborene Inferiorität glaubte, da ist man heute doch mindestens schwankend geworden und sieht ein, daß manches, was feststand, nun wankt, auch wenn man es nicht gerne

wanken sieht. Daß die Frauen sich in einem geistigen Aufstieg befinden, beweist aber doch, daß es sich bei der früher in Erscheinung tretenden geistigen Minderwertigkeit nicht um ererbte Eigenschaften handeln konnte, beweist, daß die jetzt noch beim Vergleich der Geschlechter sich zeigenden Eigentümlichkeiten wahrscheinlich ebensowenig etwas Festgegebenes, sondern variabel sind. Woher kommt es aber, daß jahrhundertlange Tradition plötzlich beginnt, überwunden zu werden? Warum ändern die Frauen scheinbar ihre fest geprägte Eigenart?

Ein Werk von Dr. Mathilde und Dr. Mathias Vaerting zeigt uns die bewegenden Kräfte und gewährt noch tiefere Einblicke in die Veränderlichkeit männlicher und weiblicher Eigenart. Der I. Band dieses Werkes der beiden Forscher „Männerstaat und Frauenstaat" geht aus von dem Irrtum, dem die Geschlechterpsychologie bisher unterlegen ist und der sich durch den Aufstieg des weiblichen Geschlechtes herausgestellt hat. Verglichen darf nicht das heutige Männer- und Frauengeschlecht werden, sondern man muß soziologisch Gleichgestellte, also den Mann bei Männerherrschaft mit der Frau bei Frauenherrschaft vergleichen oder die Frau bei männlicher und den Mann bei weiblicher Vorherrschaft oder Mann und Weib bei Gleichberechtigung.

Die Stufe der Gleichberechtigung haben wir noch nicht erreicht, es können also nur Männer unter Frauenherrschaft und Frauen unter Männerherrschaft verglichen werden, um zu klaren Feststellungen über angeborene psychische Geschlechtsmerkmale zu kommen.

Die beiden Forscher weisen in ihrem Buch, zurückgehend auf alte Inschriften und alte Geschichtsschreiber, nach, daß in vorgeschichtlichen Zeiten Frauenherrschaft bei Kulturvölkern bestanden hat in Ägypten und Sparta. Durch die Funde der Soziologen Bachofen, Waitz und anderer liegen die eingehendsten Berichte von Naturvölkern über Frauenherrschaft, auch in historischen Zeiten, von den Kamtschadalen, den Marianen, den Irokesen, den vasko-iberischen Stämmen, den Garos, Dajak und Balonda vor. Ebenso war bei den Lybiern einst absolute Frauenherrschaft, zu einer Zeit, die in ihrer Entwicklung zwischen Barbarei und Kultur liegt. Aber auch noch bei vielen anderen Völkern wurde von Bachofen Mutterrecht nachgewiesen, das gleichbedeutend mit Frauenherrschaft ist.

Der Vergleich der weiblichen Vorherrschaft bei den verschiedensten Völkern zeigt nun nach Vaerting, daß die charakteristischen Merkmale dieser Herrschaft immer dieselben sind bei Kultur- und Naturvölkern. Und wenn man diese Grundlinien der Herrschaft mit denen der Männerherrschaft, wie wir sie heute vor uns haben, vergleicht, so zeigt sich, daß die Grundeigenschaften der Vorherrschaft stets dieselben sind, nur daß diese Eigenschaften einmal vom weiblichen, das andere Mal vom männlichen Geschlecht getragen werden.

Am auffälligsten tritt die Umkehrung der Geschlechtsrollen im Liebes- und Eheleben zutage. Aus der Liebespoesie der alten Ägypter geht hervor, daß im alten Ägypten die Frau der werbende Teil in der Liebe war. Müller erkennt das zwar nicht, sagt daher, es müsse einem modernen Dichter vorkommen, „als hätte die Ägypterin zu sehr die Rolle mit dem Manne vertauscht". Andere Forscher erkennen wenigstens, daß die Frau die Werbende war und Meyer ahnt wohl sogar, daß die Ursache die herrschende Stellung der Frau ist, wenn er schreibt: „Bei den Ägyptern hat die Frau eine freie Stellung . . . Noch im vierten Jahrhundert besteht hier neben der patriarchalischen Eheform, bei der die Frau den Gatten nimmt und ihn, gegen Zahlung einer Entschädigung, verstoßen kann." Bei den Lydern suchten sich nach Berichten Herodots die Frauen ihre Männer aus und auch von verschiedenen Naturvölkern wird dies berichtet. Lamprecht hat bei den Germanen das Mutterrecht nachgewiesen und auch von den Germanen sind uns Lieder bekannt, in denen die Frau als Werbende auftritt. In solchen Liedern wird der Mann als Holder und Schönster angesprochen, weil auch bei der Frauenherrschaft die Tendenz wiederkehrt, die Schönheit des Umworbenen besonders hervorzuheben. Bei den Kamtschadalen

sollen die Frauen regelrechte Liebeskämpfe um die Männer ausgeführt haben (Klemm).

Noch stärker als bei der Werbung tritt die Umkehrung der sogenannten männlichen Eigenart im Frauenstaat zutage in der Ehe. Grundsatz der männerstaatlichen Ehe ist, daß das Weib dem Manne gehorchen soll. Dieses Gesetz suchte man immer zu begründen durch die Eigenart der Geschlechter. Man erklärt, das Weib hätte die Tendenz sich unterzuordnen, der Mann die Neigung zu herrschen. Johannes Müller spricht von der „Wollust der Unterordnung beim Weibe". Im Militarismus feiert allerdings die Unterordnung des Mannes Orgien, aber niemand spricht von dem Verlangen des Mannes sich unterzuordnen. Nun zeigt sich, daß unter der Frauenherrschaft die Ehe auch unter der Tendenz des Gehorchens steht, daß aber die Geschlechter der Gehorchenden vertauscht sind. Diodor sagt von den Ägyptern: „Auch unter dem Volk herrscht das Weib über den Mann, welcher sich durch Ehevertrag verpflichtet, ihr in allem zu gehorchen." Plutarch weist darauf hin, daß die Spartanerinnen über ihre Männer herrschten. Verschiedene Forscher sprechen von der Unterordnung des Mannes in der Ehe der Naturvölker. Einmal wird sogar berichtet, daß die „Männer ihren Weibern in demütigen, knieenden Stellungen aufwarten müssen". Auf die rechtliche Stellung der beiden Ehegatten bei der Scheidung weisen Eheverträge der Ägypter hin; Spiegelberg teilt zwei solche Verträge mit, die 300 Jahre auseinander liegen und doch den gleichen Wortlaut haben, also wohl gesetzlich festgelegt sein mußten. Die Formel lautet: „Wenn ich dich als Ehegatten entlasse, indem ich dich hasse und einen andern mehr liebe als dich, so gebe ich dir . . . ". Wir sehen aus diesen Befunden, daß die Unterordnung sicher nicht zu den Eigenarten der Frau zählt; denn es müßte diese Tugend auch schon bei den alten Ägyptern mit ihrem Geschlecht verbunden gewesen sein. Der Gehorsam eines Geschlechts in der Ehe ist vielmehr ein Produkt der eingeschlechtlichen Vorherrschaft und ist unabhängig vom Geschlecht des Herrschenden.

Das Altersverhältnis von Mann und Weib in der Ehe ist auch ein Produkt der eingeschlechtlichen Vorherrschaft. Unter der männlichen Herrschaft ist der Altersvorsprung des Mannes die Norm, unter Frauenherrschaft der der Frau. In Ägypten wird daher der Jüngling zur Frühehe ermahnt.

Im Frauenstaat ist ferner der unverheiratete ältere Mann eine Zielscheibe des Spottes. Es wird ihm bei den Koreanern, den Santalen, der Name „Mann" verweigert. Wem von uns kommt bei diesen Berichten nicht die „alte Jungfer" in Erinnerung, die noch vor zwanzig Jahren ein Objekt des Spottes war? Heute gibt es diesen Typ zwar nicht mehr, aber eine Parallele zu dem oben Gesagten scheint mir in der Anrede „Fräulein" für die unverheiratete Frau zu liegen. Ihr wird in unserer männlichen Kultur der Name „Frau" verweigert, auch wenn sie so selbständig wie ein Junggeselle ist.

Die doppelte Moral ist uns allen als Begleiterscheinung der männlichen Vorherrschaft bekannt. Auch sie kehrt bei weiblicher Vorherrschaft wieder, natürlich in umgekehrtem Sinn. Im Männerstaat nimmt sich der Mann sexuelle Freiheiten und Vorrechte, im Frauenstaat ist die Frau sexuell ungebunden. In Sparta war die Einehe eingeführt (Herodot). Aber Meyer berichtet, daß die Vielmännerei gewöhnlich spartanische Sitte war. Eheliche Treue der Frau war unbekannt. Plutarch erzählt sogar, daß der Ehebruch der Frau als ehrenvoll galt. Meiners ist entrüstet über Lykurg, der in seinem Gesetz die Frauen in bezug auf den Ehebruch günstiger stellt, weil Meiners ohne Verständnis für die Frauenherrschaft in Sparta und ihre Folgen ist. Über die Verhältnisse in Ägypten weiß man nicht genau Bescheid. Es wird oft über Polygamie bei den Ägyptern berichtet. Das beruht aber mehr auf falschen Deutungen männerstaatlicher Forscher. Ermann schreibt z. B.: „Wenn ein gewisser Amenemheb uns auf einem Steine, der im Berliner Museum aufbewahrt wird, vermeldet, daß er im Tempel des Osiris gebetet habe, begleitet von seiner Mutter und sieben Schwestern, so hat man unter diesen „sieben Schwestern", mit

denen dieser Glückliche gesegnet ist, wohl einfach die sieben Damen seines Harems zu verstehen.“ Auch bei den Naturvölkern mit weiblicher Vorherrschaft zeigt sich die gleiche Tendenz zur doppelten Moral mit der einseitigen, nur für den Mann geltenden Pflicht zur ehelichen Treue. Damit im Zusammenhang steht natürlich, daß weibliche Keuschheit vor der Ehe nur im Männerstaat gewertet wird, daß die Frauen aber im Frauenstaat vor der Ehe sexuelle Freiheit haben. Keuschheit und Schamhaftigkeit wird immer nur beim beherrschten Geschlecht geschätzt. Man sieht daraus, daß das Verlangen, gerade hochstehender Frauen der Jetztzeit, in solchen Dingen wie der Mann bewertet zu werden, kein Zeichen von Unmoral ist, sondern wohl eine Folge der beginnenden Herrschaftsverschiebung. Und zugleich werfen diese Darstellungen der beiden Forscher ein Licht auf die Gründe, die man bisher als Ursache der Polygamie festgestellt hatte.

Die Folgen der Doppelmoral sind natürlich unter Männer- und Frauenherrschaft verschieden, wegen der physiologischen Unterschiede, die in Frage kommen. Das uneheliche Kind und seine Mutter werden unter männlicher Vorherrschaft stets geächtet. Der uneheliche Vater wird unter Frauenherrschaft nicht mißachtet, weil seine Vaterschaft nicht bekannt ist. Die uneheliche Mutter und das Kind erfahren nach den moralischen Anschauungen des Frauenstaates nur Achtung. Aus Ägypten und Sparta sind Zeugnisse erhalten, die die uneheliche Mutterschaft sogar als eine Ehre für die Frau hinstellen. „Timäa, die Frau des Königs Agis, gebar dem Alkibiades einen Sohn, dessentwegen sie sich gar nicht schämte, sondern darauf stolz war.“ Dann hat die Doppelmoral in ihrer Gefolgschaft die Prostitution. Hier versagt das Gesetz der Umkehrung. Nur der Männerstaat ist mit Weiberprostitution belastet. Im Frauenstaat gib es keine Prostitution, auch keine Männerprostitution. Ansätze hierzu sind nach Strabo vorhanden, aber die Männerprostitution entfaltet sich nicht, weil sie physiologisch unmöglich ist.

Unter der Frauenherrschaft ist aber auch das ganze soziale Leben verrückt. Besitz und Arbeit sind die Faktoren, welche dem sozialen Leben das Gepräge geben. Besitzrecht haben immer nur die Herrschenden. Im Klassenkampf des Staatslebens ist das ja ebenso. Der Mann bringt nach ägyptischen Berichten die Mitgift ins Haus und das Besitzrecht darüber hat die Frau. So war es noch in der Ptolemäerzeit. Interessanter noch ist, wie die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern von der Vorherrschaft bedingt ist. Man ist heute überzeugt, daß die bestehende Arbeitsteilung durch die natürliche Eigenart der Geschlechter zustande kam. Aber nicht die Naturanlage beschränkt die Frau aufs Haus, denn im Frauenstaat ist sie es, welche die Geschäfte außerhalb des Hauses besorgt, während der Mann im Haushalt und bei der Kinderpflege tätig ist. Herodot berichtet, „daß in Ägypten die Frauen ganz wider Gewohnheit der übrigen Völker männliche Geschäfte und Arbeiten verrichteten, den Handel auf dem Markte trieben, während die Männer zu Hause saßen, webten und die Angelegenheiten des Hauses besorgten“. Diese Angaben werden wiederholt bestätigt, auch durch den Bericht, daß die Töchter nur zur Unterhaltung ihrer Eltern verpflichtet werden konnten, nicht aber die Söhne. Das ist natürlich, weil die Frauen allein Besitz und Vermögen hatten und im Erwerbsleben standen. Die ältesten ägyptischen Lieder lassen erkennen, daß der Vogelfang, der eine große Rolle spielte, von den Frauen betrieben wurde, das Waschen wurde von Männern besorgt. Von den Lybiern ist bekannt, daß die Männer nicht nur die Hauswirtschaft, sondern auch die Pflege der kleinen Kinder zu besorgen hatten. Ähnlich muß es in Ägypten gewesen sein. Ermann schreibt, daß die Erzieher der Prinzen sich, „wunderlich genug“, ihre Ammen zu nennen pflegten. Es ist sogar die Sitte des sogenannten „Männerkindbetts“ bei einer Anzahl von Völkern festgestellt worden. Der Mann legt sich für Tage oder Wochen nach der Geburt eines Kindes zu Bett um das Kind warmzuhalten, weil er seine Pflege zu besorgen hat, während die Frau aufsteht und umhergeht. Von den Kamtschadalen erzählt Meiners, daß die Männer nicht länger als einen Tag von Hause fort sein mögen. Werden sie aber ge-

zwungen, länger als einen Tag vom Hause wegzubleiben, so bewegen sie ihre Frauen mitzureisen, weil se ohne diese nicht leben können. So wie heute der Mann im Männerstaat das Flicken der Wäsche usw. ablehnt als unter seiner Würde, weil diese Arbeiten eben dem beherrschten Geschlecht zugeteilt und damit minderwertig sind, so macht es die Frau im Frauenstaat. Z. B. war nach Vaerting eine Kamtschadalin selbst durch die größten Versprechungen und Belohnungen nicht zu bewegen für jemanden zu nähen, zu waschen oder andere kleine Dienste zu verrichten. Viele Forscher führen die Arbeit der Frau außer Hause auf die Trägheit des Mannes zurück. Denken wir nur an die Erzählungen von unseren Vorfahren. Es wird uns gelehrt, daß bei den alten Germanen die Frauen Haus und Hof, Feld und Vieh besorgten, die Männer auf der Bärenhaut lagen. Das ist sicher eine Täuschung; wahrscheinlich lag noch umgekehrte Arbeitsteilung vor. Ist man doch heute auch geneigt zu glauben, die Frauen gäben sich einem trägen Leben hin. In einem mir zur Verfügung stehenden Aufsatz einer achten Mädchenklasse über das Thema: „Warum ich lieber ein Knabe, bezw. ein Mädchen bin," betonten die Schülerinnen, welche die Mädchenrolle vorzogen, daß man es später als Frau besser habe wie der Mann. Man brauche nicht so viel zu arbeiten, könne zu Hause bleiben usw. Wir alle sind gewohnt, die bestehende Arbeitsteilung als eine natürliche anzusehen, einmal weil die Mutter uns als die beste Pflegerin der Kinder erscheint, und es wahrscheinlich auch ist, dann aber auch, weil die Frau infolge ihrer körperlichen Beschaffenheit zu schweren Arbeiten nicht taugt. Daß auch die Körperschwäche teilweise ein Produkt der Vorherrschaft ist, werden wir später sehen. Jedenfalls läßt sich rückschauend feststellen, daß die Arbeitsteilung nicht auf natürlichen Veranlagungen beruht, sondern ein Produkt der Vormacht ist. In Zeiten der Frauenherrschaft wüßte man auch „natürliche Gründe" für die umgekehrte Arbeitsteilung anzuführen. Solche z. B. wären: ein eheliches Kind stünde ohne Ernährer da, die Prostitution würde einreißen usw. Soweit über Gleichberechtigungsphasen der Völker etwas bekannt ist, scheinen hier Mann und Frau in und außer dem Hause tätig zu sein. In Kontrakten aus Ägypten, zu einer Zeit, wo griechische Reformen schon eingeführt waren, steht: „Alles, was ich mit dir zusammen erwerben werde . . . ". Beide gingen auf die Jagd und den schon erwähnten Vogelfang. Ermann berichtet, daß die Frau dem Manne den Haushalt inspizieren half. Die Frau lehnte also diese Beteiligung an der Hausarbeit nicht mehr als unweiblich ab. Oft wird berichtet, daß die Männer schon an den außerhäuslichen Arbeiten teilnahmen, die Frauen aber noch nicht im Haushalt tätig waren. Das ist klar, gilt doch die Hausarbeit als Arbeit der Beherrschten für minderwertig. Die Arbeit der Herrscher aber wird höher gewertet und bringt zudem Geldgewinn ein, ist also erstrebenswerter. Wir erleben die Umkehrung dieser Verhältnisse heute alle selbst.

Die Vorherrschaft eines Geschlechtes beeinflußt sogar die Körperform, wie oben kurz angedeutet wurde. Wir nennen Rundung und Fülle der Formen charakteristisch für die Frau, Körpergröße und Kraft für den Mann. Größere Üppigkeit der Formen findet sich stets beim beherrschten Geschlecht. Im Orient, wo der Mann absoluter Herrscher ist, zeigen die Frauen besondere Fülle; bei den Kamtschadalen waren zur Zeit der absoluten Frauenherrschaft die Männer von „negerartiger Üppigkeit". Waitz erzählt, daß die Männer der Eskimos zur Wohlbeleibtheit neigen. Das beherrschte Geschlecht hat mehr Ruhe durch seine Tätigkeit im Hause, ist außerdem Herrscher des Kochtopfes. Es ist zwar durchschnittlich kleiner als das herrschende Geschlecht; denn es wird in der Zeit des Wachstums in der Ernährung zurückgesetzt. Noch heute besteht der Glaube, das weibliche Geschlecht brauche weniger Nahrung. Von den Spartanern und Athenern berichtet Aristoteles, daß die großgewachsene Frau das weibliche Schönheitsideal war. Im alten Deutschland rühmt man die Größe der Frau. Die Körpergröße der Herrschenden ist noch mitbedingt — neben der besseren Ernährung — durch die körperlichen Übungen, die nur den Herrschenden freistehen und die bekanntlich sehr wichtig sind für das

Wachstum des Körpers. Heute können wir beobachten, wie sich die Körperform der Frauen seit 30 Jahren verändert hat. Leibesübungen und Sport haben einen kräftigen Körper erzeugt. Und welche Änderung ist eingetreten, seit viele Frauen nicht mehr durch ein Korsett ihren Körper verkrüppeln! Das Korsett aber wurde doch nur benutzt, um die als „Ideal" geltenden weiblichen Merkmale zu betonen. Wie schnell sich Umwandlungen des Körpers vollziehen können, hat Bolk festgestellt. Die Körpergröße der Niederländer hat nach seinen Messungen in den letzten 50 Jahren durchschnittlich um 10 cm zugenommen.

Im Zusammenhang mit den Idealkörperformen steht die Neigung zu Putz und Schmuck. Diese gilt heute als weiblich. Im alten Ägypten war die Putzsucht gerade umgekehrt eine Eigenschaft der Männer. Schmücken kann sich nämlich nur wer Zeit hat. Nach Ermann tragen alle Frauen in Ägypten von der 4. bis 18. Dynastie das gleiche Kleid, ein einfaches, faltenloses Gewand. Diese Eintönigkeit in der Kleidung sehen wir heute beim Mann. Umgekehrt berichtet Strabo von der großen Putzsucht der lybischen Männer. Der ägyptische Mann war stets rasiert, Männer in absoluten Männerstaaten lassen sich vorwiegend einen Bart wachsen. Bei steigendem Einfluß der Frau sehen wir beim Mann wieder die Tendenz bartlos zu gehen; denn bei Gleichstellung der Geschlechter ist man nicht mehr auf Hervorbringung von Gegensätzen zwischen Mann und Weib bedacht. Zu Tacitus' Zeiten scheint bei den Germanen Gleichstellung von Mann und Frau geherrscht zu haben. Er berichtet, daß beide Geschlechter von gleichem Wuchs und gleicher Körperkraft waren und ähnliche Trachten hatten. Beide trugen lange Haare. Ähnliches Aussehen beider Geschlechter schildert Friedenthal von den Singhalesen. Er sagt, es sei äußerst schwer, Männer und Frauen zu unterscheiden; die Tracht sei vollständig gleich, nur trügen die Männer einen runden Perlmutterkamm im Haar, die Frauen keinen.

Bei der Besprechung der doppelten Moral wurde schon darauf hingewiesen, daß bei Vorherrschaft stets das beherrschte Geschlecht die Rolle des sexuell Schamhaften spielt. Die Spartanerinnen turnten nackt, später beide Geschlechter zusammen. Die Griechinnen hatten zu Herodots Zeiten bereits andere Sittlichkeitsbegriffe und waren darüber entrüstet. Herodot berichtet auch von den Lydern, daß sich sogar ein Mann schämt, wenn man ihn nackt sieht. Heute baden in Schweden beide Geschlechter nackt zusammen. Wir sehen, auch die Schamhaftigkeit ist nichts Angeborenes. Das durch die Doppelmoral dem beherrschten Geschlecht auferlegte Keuschheitsideal erzeugt notwendigerweise ein einseitiges Schamgefühl. Dazu kommt noch, daß das beherrschte Geschlecht immer nur als Geschlechtswesen aufgefaßt wird und darum im Mittelpunkt der erotischen Darstellungskunst steht. Bei diesen Darstellungen läßt sich die Tendenz erkennen, das Geschlecht des beherrschten Geschlechts deutlich zu markieren, das des herrschenden aber weniger zu charakterisieren. Aus Ägypten sind uns Darstellungen aus der Zeit absoluter Frauenherrschaft bekannt, auf denen der Mann ithyphallisch erscheint, das Weib ohne Markierung des Geschlechts. Der Phalluskult in Ägypten ist überhaupt ein Kult des weiblichen Geschlechts und nur unter weiblicher Vorherrschaft denkbar.

Die Ansichten über Schönheit und Intelligenz sind ebenfalls verschieden im Männer- und Frauenstaat. Im Männerstaat gilt die Schönheit als ein Attribut der Frau, die Intelligenz wird dem Manne zuerkannt. Im Frauenstaat ist es umgekehrt. Bei den Kamtschadalen waren beide Geschlechter überzeugt, daß die Frau die intelligentere sei. Die Forscher, welche das herausfanden, glaubten nun, daß das wirklich der Fall war und daß die Frauen eben deswegen bei den Kamtschadalen herrschten. Überragende Intelligenz eines Geschlechts ist aber nicht Ursache seiner Herrschaft, sondern die Vorherrschaft erzeugt die Anschauung von der größeren Intelligenz des herrschenden Geschlechts. Sobald sich das Machtverhältnis verschiebt, wechseln die Anschauungen. Wir sehen, wie die herrschenden Klassen, der König, der Adel stets bedacht waren, sich die größere Intelligenz zu sichern, um

die Unterdrückten gar nicht so weit kommen zu lassen, daß sie einen Aufstieg wagen. Der Herrschende ist immer darauf aus, daß seine geistige Überlegenheit anerkannt wird, damit er seine Macht behaupten kann. Denken wir nur an die Unfehlbarkeit des Papstes, an die strenge Bestrafung der Majestätsbeleidigungen. Es wurde schon erwähnt, daß in den Zeiten, von denen Tacitus berichtet, bei den Germanen Gleichberechtigung bestanden haben muß, die aber noch den Ausgang der weiblichen Vorherrschaft erkennen ließ. Zu dieser Zeit hielt man die Frauen für klüger und weiser als die Männer. Die Germanen glaubten, daß man den Rat der Frau befolgen, ihre Antworten wohl beachten müsse. Im Ägypten der Frauenherrschaft hat Isis, der weibliche Gott, die Rolle der Gesetzgeberin, Osiris, der männliche Gott, die Rolle des Wohltäters. Die Frau ist also die Trägerin der Verstandesarbeit, der Mann verkörpert das Gefühlsmäßige. Diodor teilt die Inschriften auf den Säulen der beiden Gottheiten mit. Isis rühmt von sich: „Was ich zum Gesetz erhoben habe, kann niemand auflösen." Osiris sagt: „Kein Ort ist in der Welt, wohin ich nicht gekommen wäre, um meine Wohltaten überall auszuteilen."

Die Schönheit läßt sich nicht so klar als Attribut des beherrschten Geschlechts nachweisen.

Daß die Stellung des Kindes mit der eingeschlechtlichen Vorherrschaft wechselt, ist selbstverständlich. Immer gibt das herrschende Geschlecht dem Kind den Namen. Wenn von Mutterrecht gesprochen wird, so meint man damit diese Tatsache. Nach Lamprecht trugen die Kinder noch zu Tacitus' Zeiten in Deutschland den Namen der Mutter. Und wie bei uns die Nachkommen heute auch Stand und Nationalität des Vaters erhalten, so war es in Ägypten umgekehrt. Heiratete eine freie Frau einen Sklaven, so waren die Kinder frei. Nach Müller-Lyer folgten noch unter den Merowingern in Deutschland die Kinder dem Stande der Mutter. Das Kind, das dem herrschenden Geschlecht angehört, wird schon bei der Geburt höher gewertet. Wir wissen, wie willkommen die Knaben in unserem Männerstaate sind und wie die Mädchen empfangen werden mit dem bedauernden Ausdruck: „Ach, nur ein Mädchen!"

Heute wird immer wieder die Befürchtung ausgesprochen, daß mit der außerhäuslichen Betätigung der Frau der Kinderreichtum zurückgehen müsse, das heißt die Frau wird für den Rückgang der Geburtenziffer verantwortlich gemacht. Man findet aber im alten Ägypten bei umgekehrter Arbeitsteilung einen großen Kinderreichtum.

Wichtig für die Untersuchungen der Forscher ist das Geschlecht der Götter, denn die Götter sind, gleich den Menschen, keine geschlechtlich neutralen Wesen. Sobald ein Volk menschliche Götter aufstellt, zeigt sich die Tendenz, im Männerstaat den männlichen und im Frauenstaat den weiblichen Gottheiten eine bevorzugte Stellung einzuräumen, ihnen das meiste Vertrauen zu schenken. Nur bei Gottheiten, welche als Symbol der Sexualität gelten, wird der Gott des anderen Geschlechts bevorzugt. Da die Gottheit die Personifikation des Besten, Tüchtigsten, Weisesten und Edelsten darstellt, muß bei eingeschlechtlicher Vorherrschaft der Gott dem herrschenden Geschlecht angehören, denn dieses hält sich für den vollkommeneren Teil der Menschheit. Zur Zeit der Frauenherrschaft hatte der ägyptische weibliche Gott Isis die Vorherrschaft, Osiris, der männliche Gott, der wahrscheinlich aus einer Phallusgottheit hervorgegangen ist, war ihr untergeordnet. Diodor, der das berichtet, schließt sogar daraus auf Frauenherrschaft. Nach Weinhold standen bei den Germanen die Nornen hoch über allen Göttern. Ermann schildert das Kleid der ägyptischen Götter als ein verkürztes Frauengewand. Es gibt Gottheiten mit weiblichen Brüsten und männlichem Bart. Derartige Gottheiten müssen Produkte einer Übergangszeit sein, wo das Geschlecht der Gottheit langsam dem Herrschaftswechsel angeglichen wurde. Man macht heute den Frauen den Vorwurf, beweist ihre Inferiorität damit, daß sie keine Religionsstifter unter

sich haben. Plutarch berichtet, daß Isis die Stifterin der Religion war, deren Gottheit sie ist. Es werden noch andere Berichte angeführt, die es wahrscheinlich erscheinen lassen, daß zu Zeiten der Frauenherrschaft die Frau ebenso eifrig Religionen stiftete. Im Männerstaat hat sich diese Kunde verwischt. Denken wir nur an die Schöpfungsgeschichte des Männerstaates, bei der Eva aus einer Rippe Adams entsteht. Nach der Edda schufen die Götter aus zwei am Meere stehenden Bäumen Mann und Weib. Wahrscheinlich ist dieser Mythos auf der Stufe der Gleichberechtigung entstanden.

Über das Geschlecht der Priester unter Frauen-, bezw. Männerherrschaft läßt sich wenig aussagen. Die Abhängigkeit von dem vorherrschenden Geschlecht ist nicht mit Deutlichkeit nachzuweisen. Das Christentum weist auf der Höhe der Männerherrschaft allerdings nur männliche Priester auf, richtete sich aber bei seiner Ausbreitung nach den Sitten der Völker, bei denen es eindrang. Die Römer, die Deutschen hatten anfangs auch weibliche Priester. Zu Karls des Großen Zeiten gab es in Rom noch weibliche Priester; denn Alkuin wandte sich an die Erzpriesterin Damöta in Rom mit der Bitte, die Kirchenwirren zu beseitigen. Der Schluß, daß die Priesterherrschaft stets dem herrschenden Geschlecht angehört, wäre falsch. Ein Zug kehrt in allen Religionen bei den männlichen Priestern wieder, das ist das weibliche Gepräge ihrer Kleidung. Vielleicht hatte der männliche Priester weibliche Vorgänger.

Nicht ganz so selbstverständlich liegen die Verhältnisse im Frauen- und Männerstaat beim Königtum. Diodor erzählt, daß bei den Ägyptern die Gewalt der Königin größer war als die des Königs. Das Königtum kann aber auch im Gegensatz zur eingeschlechtlichen Vorherrschaft stehen. Da es die oberste Macht im Staat verkörpert, wird das Königtum von den Herrschenden als eine Gefahr für ihren eigenen Besitz betrachtet. Bei solcher Einstellung sucht man der Gefahr der Übersteigerung der Macht zum Absolutismus dadurch vorzubeugen, daß man den König aus den Reihen des beherrschten Geschlechts wählt. Meiners erzählt das von früheren amerikanischen Nationen und von den Bewohnern der ostindischen Südseeinseln. Bei den Irokesen hatten zur Zeit der Frauenherrschaft die Frauen allein das Wahlrecht, aber sie wählten sich einen Fürsten und zwar nicht den tüchtigsten Mann. Ebenso bestand in Sparta ein männliches Königtum, obwohl die Frauen die politische Führung hatten. Auch können zwei Geschlechter gleichzeitig die Macht haben, wie unter Ramses II. in Ägypten. In Deutschland hatten die Kaiserinnen des sächsischen und fränkischen Hauses gesetzlichen Anteil an der Regierung (Klemm). Gerade aus der letzten Tatsache, von der wir alle kaum etwas erfahren haben, können wir ermessen, wie wenig Glaubwürdigkeit den heutigen Berichten über fremdes Königtum zukommt. Viele diesbezügliche Funde sind von der Männerherrschaft filtriert worden. Dies trifft besonders für das ägyptische Königtum zu. Noch in der Ptolemäerzeit wird die Königin vor dem König genannt. Über den Skulpturen eines Tores stehen über König Ramses die Worte: „Ich komme zu meinem Vater im Gefolge der Götter, welche er immer in seine Gegenwart zuläßt." Über der Königin ist zu lesen: „Siehe, was die Göttin Gemahlin spricht, die königliche Mutter, die Herrin der Welt." Die männerstaatlichen Forscher geben den Königinnen gerne die Bezeichnungen: „nominelle Herrscherinnen". Ein Fall von Fälschung ist nachgewiesen. Auf einem Bild wurden die weiblichen Kleider in männliche umgewandelt und der Name durch einen männlichen ersetzt. Sicher sind mehr solche Fälschungen vorgenommen worden.

Wichtig ist ferner die Stellung der Herrschenden zu Krieg und Frieden zu betrachten. Die Ägypter waren nach Berichten unkriegerisch. Aber auch von den Briten wird zu Cäsars Zeiten dasselbe erzählt, obwohl damals dort der männliche Einfluß den weiblichen überwog. Andererseits gibt es Frauenstaaten mit starker Kriegslust, wie die Lybier, die Spartaner. Die Germaninnen brachten zu Tacitus' Zeiten noch eine Menge Rüstzeug mit in die Ehe und kämpften mit gegen die

Römer. Die Vorherrschaft eines Geschlechts entscheidet also nicht über die Stellung zu Krieg und Frieden.

In einem besonderen Kapitel wird nachgewiesen, daß stets ein Kampf gegen die historischen Spuren der Frauenherrschaft stattgefunden hat. Das ist natürlich; denn der Herrschende empfindet jede Erinnerung an die Zeiten seiner früheren Unterordnung als etwas Verletzendes. Je stärker der Absolutismus der eingeschlechtlichen Vorherrschaft, desto stärker die Ausmerzung aller Spuren früherer Herrschaft der Beherrschten. Ein Beispiel von den vielen angeführten möge genügen. Steinhart bemüht sich die Leistungen der Aspasia als Irrtum hinzustellen mit den Worten: „Die Klätscherei, daß Aspasia dem Perikles bei der Ausarbeitung seiner Reden geholfen habe, war wohl Volkswitz, der ja immer das Strahlende zu schwärzen liebt."

Die Forscher beschäftigten sich dann in ihrem Buch mit der Frage, was uns die Gleichberechtigung bringen wird. Wir befinden uns heute in einem Übergang zur Gleichberechtigung und hören, wie oft Stimmen erschallen, welche die Frauen warnen vor dem Studium, dem Beruf, weil ihnen ihre weibliche Eigenart verloren gehe. Allerdings wird die weibliche Eigenart allmählich verschwinden, die nur ein Produkt des Männerstaates ist. Voll entfalten wird sich die angeborene. Wie die sein wird, wissen wir nicht; denn was wir heute weibliche Eigenart nennen, ist die Eigenart des Weibes im Männerstaat. Wären die heute als weiblich in Erscheinung tretenden Eigenschaften wirklich weiblich, so dürften sie sich nicht ändern. Da nach den angeführten Berichten aus Frauenstaaten die beiden Geschlechter, wenn sie die Vormacht haben, genau die gleiche Eigenart zeigen, so muß die Übereinstimmung der psychischen Anlagen sehr stark sein. Menschlicher Ungeist, nicht weiblicher oder männlicher ist es, der beide Geschlechter in gleicher Weise die Herrschaft über ein Geschlecht ausüben läßt.

Bei der Vorherrschaft eines Geschlechts besteht die Tendenz, Unterschiede zwischen den Geschlechtern künstlich, durch Betonung und Züchtung, groß zu gestalten, innerhalb des eigenen Geschlechts aber möglichste Ähnlichkeit anzubahnen. Von Kind an erfahren so die Anlagen eine Umbildung bei beiden Geschlechtern unter dem Druck der Anpassung an die vorgeschriebene Norm und können nicht entsprechend ihrer angeborenen Kraft zum Ausdruck kommen. Daß solche Umbildungen möglich sind, hat Ellis erkannt: „Die Einsicht, daß Mann und Weib unter wechselnden Bedingungen innerhalb weiter Grenzen unbestimmbar veränderungsfähig sind, erlaubt uns nicht, starre Dogmen über die besondere Sphäre des einen oder andern Geschlechts aufzustellen". Auch W. Stern hat die Umbildungsmöglichkeit der psychischen Anlagen überhaupt nachgewiesen. Die Gleichberechtigung wird also der durch das Geschlecht bedingten Eigenart, soweit sie vorhanden ist, größere Entwicklungsmöglichkeit schaffen. Daß zu Zeiten der Vorherrschaft Unterschiede zwischen Beherrschten und Herrschenden herausgebildet und in der Theorie festgelegt werden, dient zur Erhaltung der Übermacht der Herrschenden. Sobald Ähnlichkeit zwischen Mann und Weib angenommen wird, muß die Überlegenheit des Herrschenden aufgegeben werden und damit ist die Herrscherstellung untergraben. Kants Satz, „Der Besitz der Gewalt verdirbt unvermeidlich das freieste Urteil der Vernunft," ist ewige Wahrheit.

Die Befreiung der Frau von ihrer „Eigenart" wird aber auch den Mann von dem vorgeschriebenen Geschlechtsideal befreien, das ihm nach meinen Anschauungen oft als unerreichbares Ziel vor Augen schwebt, ihn nervös macht, ihn zwingt, seine Männlichkeit durch Äußerlichkeiten bei jeder Gelegenheit zu beweisen. Er kann seiner Herrschaft über die Frau nicht froh werden; denn durch die Verkettung der Geschlechter bedingt das Unglück des einen Geschlechts auch das des andern. Zeiten des Übergangs von absoluter Vorherrschaft zur Gleichberechtigung sind nach Vaerting Zeiten des härtesten Geschlechterkampfes, weil die

Herrscher ihre Macht mit allen Mitteln zu sichern trachten. Es ist ihnen schwer beizukommen, denn der Mann als Masse kann sich nicht von seiner Vorherrschaftssuggestion freimachen. Diese Suggestion ist es, welche die Beobachtungen verfälschte. Der Mann hält seine Herrschaft für eine Folge seiner Überlegenheit und deshalb für berechtigt. Aber die Entwicklung schreitet über die Traditionen hinweg. Als Beispiel ein Urteil aus den achtziger Jahren: „Was den aus Amerika und Rußland importierten Schwindel der Studentinnenschaft angeht, so wollen wir denselben ruhig sich ausschwindeln lassen. Das ist ja nur eine moralische oder auch unmoralische Chignonmode“ (Scherr).

Bei Gleichberechtigung wird sich auch die sexuelle Moral ändern. Wie, ist nicht zu entscheiden. Vielleicht überwiegt die Tendenz zur absoluten Monogamie. Die Prostutition wird verschwinden, das uneheliche Kind dem ehelichen gleichgestellt sein. Das Heiratsalter wird sich verschieben, gleichwertige, reife Menschen werden sich zu wahrer Lebensgemeinschaft zusammenfinden können. Neben der Mütterlichkeit wird auch die Entfaltung der Väterlichkeit gefördert werden.

Rückblickend sieht Vaerting aus den Überlegungen, daß das Machtverhältnis der Geschlechter keine Konstante ist, sondern dem Gesetz der Bewegung untersteht. Und zwar ist es eine Pendelbewegung. Beweise dafür lassen sich finden, weil bei den verschiedensten Völkern das Pendel der Macht zu derselben Zeit in den verschiedensten Lagen war. Den Grund für den Verlust der Herrschaft muß man in der Überspannung der Macht suchen. Massenherrschaft artet in Mißbrauch der Macht aus, weil sie niemand Rechenschaft schuldet und damit weckt sie selbst die Kräfte zu ihrem Sturz.

Das Studium der Vaertingschen Forschungen stellt meines Erachtens uns Frauen eine neue Aufgabe vor Augen. Was helfen alle Forschungen, wenn letzten Endes die Kultur immer und ewig ein Produkt des Zufalls ist? Wir Menschen müssen uns bemühen, ihren Fortschritt bewußt zu lenken aus der Erkenntnis der Fehler, die die Menschheit bisher gemacht hat. Das Pendel, das sich in unserer Zeit immer mehr der Gleichgewichtslage nähert, muß, sobald es dieselbe erreicht hat und wir damit zur Stufe der Gleichberechtigung der Geschlechter fortgeschritten sind, von uns Frauen bewußt festgehalten werden. Wenn wir die Entwicklung der Frauen- und Männerherrschaft vergangener Tage klar erkennen, so müssen wir aus ihren Auswüchsen lernen, daß beide Geschlechter körperlich und seelisch notwendig sind zur Erhaltung des Menschengeschlechts und daß nur eine Harmonie zu wahrhaft glücklicher Gemeinschaft der Geschlechter führen kann. In dieser Erkenntnis liegt für mich der Hauptgrund, der zur Beschäftigung mit dieser Materie drängt. Ziel der Erziehung ist ja bekanntlich, den Menschen zum wahren Menschen zu bilden, das heißt, ihn in seine Lebensgemeinschaft = menschliche Gesellschaft hineinzuerziehen. Deshalb ist ein wichtiger Punkt im Menschenleben die Lösung der Aufgabe Liebe und Ehe, also die Beziehung zum andern Geschlecht. Die gewonnenen Erkenntnisse zeigen uns, wie auch hier der Kampf um die Macht, das ungesunde Geltungsstreben, das in seiner Wechselwirkung die Ursache von neurotischen Störungen ist, die Wurzel zu den Lebensschwierigkeiten der Geschlechter bildet. Die Herrschaft des einen Geschlechts ist immer nur scheinbar. Sie erzeugt Gegendruck und löst beim andern Geschlecht erst recht die Tendenz aus ebenfalls zu herrschen, wenn auch mit andern Mitteln.

Ein zweites Buch: „Wahrheit und Irrtum in der Geschlechterpsychologie“ ergänzt das besprochene Werk der Forscher. Leider ist dieser Teil gar nicht frei von kurzsichtigen Schlußfolgerungen. Mir kommt es vor, als ständen die Autoren unter einer Suggestion, die zwar weder männer- noch frauenstaatlich ist, aber doch ausgeht von einer gewollten Voraussicht der Resultate, die die objektive Betrachtung dieser nicht mehr ganz gewährleistet. Manchmal scheinen die Forscher sich selbst zu widersprechen.

Der erste Teil des zweiten Bandes beschäftigt sich mit der Vorherrschaft eines Geschlechts als Ursache von Fehlern in der heutigen Geschlechterpsychologie. Teilweise habe ich von dem Bestreben des herrschenden Geschlechts, Unterschiede zwischen sich und den Beherrschten herauszubilden und in der Theorie festzulegen, schon bei meinen obigen Darlegungen gesprochen. Doch möchte ich einige solche Fälle noch herausnehmen, weil sie uns im täglichen Leben oft begegnen. Besonders gerne werden Unterschiede in der Theorie hervorgehoben und begründet, welche die Überlegenheit der Herrschenden und die Inferiorität der Beherrschten zum Ausdruck bringen. Dies tritt deutlich in Erscheinung bei der verschiedenen Beurteilung gleicher Leistungen von Mann und Frau. Es werden immer weibliche Leistungen schlechter beurteilt als männliche. Obwohl bei allen wissenschaftlichen Untersuchungen sich die Unterschiede zwischen Individuen des gleichen Geschlechts größer zeigten als zwischen Mann und Weib, wird trotzdem an der Meinung von der Verschiedenheit der Geschlechter festgehalten. Kleine Differenzen werden als Verschiedenheiten hervorgehoben. Wreschner fand bei Assoziationsexperimenten als Nebenerscheinung bei Männern und Frauen eine Tendenz zur Individualisierung. So antwortete z. B. jemand auf „Lampe" mit „grün", weil er an seine eigene Lampe mit einem grünen Schirm dachte. Solche Individualisierungen kamen bei Frauen in 8·32%, bei Männern 7·2% der Versuche vor. Dieses minimale Plus wird von Wreschner als bedeutender Unterschied herausgestellt. Er zieht folgenden Schluß: „Frauen sind also offenbar in ihrem Denken mehr von ihren einzelnen Erlebnissen bestimmt als Männer, die mehr auf das Abstrakte und Allgemeine eingestellt sind". Bei Heymanns kann man dasselbe beobachten bei Untersuchung von Gedächtnisleistungen, in bezug auf die Feststellung der stärkeren Emotionalität der Frau. Er fand 59·8% der Frauen, 46·9% der Männer emotionell. Trotzdem faßt Heymanns die Emotionalität als eine hervorragend weibliche Eigenart auf. Daß sich diese Eigentümlichkeit fast auch bei der Hälfte der Männer findet, übersieht er. Unter dem psychischen Zwang der Vorherrschaft besteht eben die Tendenz, Ergebnisse der Geschlechterpsychologie im Sinne einer weiblichen Inferiorität zu interpretieren. Schlechte Leistungen des weiblichen Geschlechts werden als Beweis der Minderbegabung, bessere aber nicht als Zeichen geistiger Überlegenheit über den Mann anerkannt. Schlechte Leistungen des männlichen Geschlechts werden nicht als Beweis für Minderbegabung aufgefaßt, wohl aber bessere als ein Zeichen höherer Begabung gewertet.

Vaerting schreibt: „Piorkowski fand bei seinen Untersuchungen über die Kombinationsfähigkeit bei Schulkindern bei den Mädchen eine Mehrleistung an Originalität. Es wird ausdrücklich betont, daß diese Mehrleistung nicht auf die weibliche Eigenart zurückzuführen sei, sondern nur auf individuellen Unterschieden beruhe, ein „Individual-, bezw. Typenunterschied" sei. Giese stellte bei den Knaben eine größere Originalität fest als bei den Mädchen und zieht daraus ohne weiteres den Schluß, daß die Originalität ein Charakteristikum der männlichen Produktion ist. Giese schreibt: „Wie es mit der Suggestibilität steht, ist noch nicht ganz klargestellt, vermutlich hat der Mann aber mehr Urteilsvorsicht als die Frau." Wissenschaftliche Klarstellung ist Giese also ganz überflüssig, er weiß bestimmt, daß sein Geschlecht das überlegene ist.

Hartnacke und mit ihm Ziegler und andere haben aus der Tatsache, daß bei den Kindern aus höheren sozialen Schichten der Prozentsatz der Sitzenbleibenden geringer ist als bei den Kindern der niedern Stände, den Schluß gezogen, daß die Nachkommen der besseren Leute eine überlegene Erbbegabung besitzen. Hartnacke hat nun in der gleichen Untersuchung gefunden, daß die Mädchen im Vergleich zu den Knaben noch erheblich viel weniger sitzen bleiben. Trotz dieser noch größeren Überlegenheit in der Erreichung der Klassenziele ist weder Hartnacke noch Ziegler noch irgendeiner der sehr zahlreichen Anhänger der Hartnackeschen Lehre zu dem Schlusse gekommen, daß die Mädchen aus diesem Grunde die Knaben an angeborner

Begabung übertreffen müßten." Besonders humorvoll ist die Geschichte des inferioren weiblichen Gehirns, da die Forscher immer wieder nach neuen Verschiedenheiten suchen mußten, die man als typische Erscheinungen des Schwachsinns hinstellen konnte. Bischoff lehrte, daß das weibliche Gehirn ungefähr 100 g leichter sei als das des Mannes. Diese Feststellung wurde als ein Beweis der geistigen Inferiorität des Weibes begrüßt, obwohl noch gar nicht nachgewiesen war, ob Beziehungen zwischen Gehirngröße und Intelligenz bestanden. Als dann Untersuchungen ergaben, daß bedeutende Männer, wie Liebig, Gambetta, Voltaire, kleine und Idioten sehr große Hirne hatten, da kam die Lehre auf, nur das relative, das heißt das Hirngewicht im Verhältnis zum Körpergewicht, könne Bedeutung für die geistige Leistungsfähigkeit haben. Nun hat die Frau aber ein größeres relatives Hirngewicht als der Mann. Da wurde behauptet, es sei verfrüht, aus der Relativität des Hirngewichtes Schlüsse auf die Begabung zu ziehen. Nun erinnerte man sich eines früher abgelehnten Einwandes, daß die mikroskopische Beschaffenheit des Gehirns wahrscheinlich wichtig für seine Leistungen ist. Man schloß aus der eigentümlichen Stirnform des Mannes, daß Unterschiede zwischen den Stirnhirnen der Geschlechter bestehen müssen. Büdinger fand bei 70 neugeborenen Knaben das Stirngehirn besser entwickelt als bei 70 Mädchen. Auf diesen Ergebnissen fußt das schon zitierte Buch von Möbius. Spätere Untersuchungen kamen zur gegenteiligen Feststellung. Nun wird bestritten, daß das Stirnhirn der Stiz der höheren Denkfunktionen ist. Das parietale Gehirn sei Sitz des Denkens, wird behauptet und bald die bessere Entwicklung einiger Parietalwindungen beim Mann festgestellt. Havelock Ellis, der die männliche „Objektivität" dieser Befunde aufdeckt, schreibt: „Die Anschauungen über die Geschlechtsmerkmale des Gehirns haben ihre Geschichte, die nicht sehr ruhmvolle Blätter in den Annalen der Wissenschaft füllt; denn sie wimmeln von Vorurteilen, grundlosen Hypothesen, Trugschlüssen und übereilten Verallgemeinerungen ... Die Naturforscher scheinen oft allen wissenschaftlichen Geist zu verlieren, sobald sie sich mit diesem Sitze des Geistes befassen."

Eine weitere Eigenart des herrschenden Geschlechts besteht darin, dem beherrschten üble Eigenschaften anzudichten, um dessen Selbstvertrauen zu zerstören und damit jeden Versuch, an der Herrschaft zu rütteln, zu untergraben. So sagt der Mann, nur er sei gerecht und beweist damit seine besondere Fähigkeit zum Herrschen. Herrschende Geschlechter sind aber immer ungerecht; denn sobald sie gerecht werden, müssen sie die Gleichberechtigung des andern Geschlechts anerkennen. Als Herrscher ist man außerdem leicht überzeugt von seiner Gerechtigkeit, da man selbst ja nur die Vorteile seiner Maßnahmen verspürt. Den Beherrschten anderseits wird Unterordnung zum Bedürfnis, aber nicht nur den Frauen, auch den beherrschten Männern im Staat. Sie rufen nach dem starken Mann, der sie regieren soll, fühlen sich wohl, wenn sie gehorchen können. Treitschke, Luther zweifeln an der größeren Neigung des Weibes zum Gehorsam. Luther hat gesagt, daß das Weib nie gehorchen lernt, und Treitschke glaubt die Verständnislosigkeit der Frau für das Staatsleben sei darin begründet, daß der Staat von seinen Bürgern vor allem Gehorsam verlange. Dann wird dem weiblichen Geschlecht Schwatzhaftigkeit vorgeworfen, weil man dadurch das beherrschte Geschlecht zum Schweigen bringt. So wird Spielraum für die eigene Redseligkeit geschaffen. Mit der politischen Unfähigkeit ist es ebenso. Die Beherrschten gelten immer als politisch unfähig. Der Adel warf Unfähigkeit den Bürgern, diese den Arbeitern vor. „Es zahlt sich teuer zur Macht zu kommen, Macht verdummt," sagt Nietzsche sehr richtig.

Der Herrschende nimmt ferner an, daß seine Mängel bei den Beherrschten in verschärftem Maße auftreten. Bei Vorzügen bleibt der Schluß natürlich aus. Mathematik fällt vielen Männern schwer, also glaubt man, die Frauen könnten sich überhaupt nicht damit befassen. Von den wenigen großen, produktiven Männern wird

auf das ganze Männergeschlecht geschlossen. Wir hören immer wieder sagen, der Mann ist produktiv. Die meisten Männer sind es aber gar nicht. Der Typus der mittelmäßigen Frau dagegen gilt als Typus ihres Geschlechts. Von den produktiven Frauen spricht man nicht oder der Mann nimmt sie für sein Geschlecht in Anspruch, indem er solche Frauen „männlich“ nennt.

Man wirft der Frau Nachahmungssucht und Unselbständigkeit vor und übersieht, daß sie selbstverständlich männliche Art zu arbeiten nachahmt aus der Inferioritätssuggestion heraus. Ihr erscheint das Männliche als das Wertvollere, Nachahmenswertere.

Herrschende haben auch immer eine stärkere Tendenz zum Zusammenhalten. Für die Frau ist es das Höchste, als Ausnahme ihres Geschlechts angesehen zu werden. Darum hat sie wenig Verlangen, ihr Geschlecht zu verteidigen. Diejenige, die dem Manne zustimmt bei Angriffen auf ihr Geschlecht, wird in ihrem Selbstgefühl gehoben, denn er hält sie für die einzig Vernünftige. Wir können auch in der Geschichte der Völker sehen, daß die Beherrschten immer uneinig sind.

Es steckt viel Wahres in all den Betrachtungen Vaertings. Und doch ist es falsch, den Mann anzuklagen, daß er die Frau bedrückt hat und noch bedrückt. Er unterliegt dem suggestiven Zwang der Masse genau so wie die Frau und für beide besteht die Gefahr, unsachlich zu sein.

Der zweite Teil des Buches befaßt sich mit der Sexualkomponente. Dies ist der Ausdruck für die Tatsache, daß die männliche Psyche auf den Mann anders reagiert als auf das Weib und umgekehrt. Die Sexualkomponente oder die sexuelle Influenz kann ausgelöst werden, muß es aber nicht. Ihre Auslösung kann mit Lust- oder Unlustgefühlen verknüpft sein. Sie wirkt, wenn sie angeregt wird, immer erregend und hemmend auf das Seelenleben. Hemmend auf die höheren Denkfähigkeiten, erregend auf das Gefühl. Die Ausführungen über die Sexualkomponente sollen darlegen, daß die Ergebnisse der Geschlechterpsychologie auch deshalb falsch waren, weil sie fast ausschließlich durch Männerforschung zutage gefördert wurden. Dem Mann gegenüber kann die Frau aber anders reagieren als der Mann, der im männlichen Versuchsleiter ein geschlechtlich neutrales Wesen vor sich hat. So erweist sich nach Vaerting die stärkere Emotionalität, die als Eigenart der heutigen Frau von den Forschern festgestellt wird, als ein Ergebnis der Sexualkomponentenwirkung. Die Sexualkomponente wirkt gefühlserregend, also erscheint dem männlichen Forscher die Frau emotioneller, dem weiblichen Forscher aber (Frau Thompson hat solche Versuche gemacht) der Mann. Ebenso wird das größere Mitleid der Frau auf diese Weise erklärt. Sexualität ist immer die stärkste Triebfeder des Mitgefühls. — Ein großes Kapitel wird dem männlichen Richter und der weiblichen Angeklagten gewidmet. Der Konflikt „Mitleid—Gerechtigkeit“ besteht besonders gegenüber dem anderen Geschlecht. Viele Berichte über Frauen als Angeklagte zeigen, daß sich der Mann der weiblichen Angeklagten gegenüber subjektiv verhält. Um zur Objektivität im Richterberuf zu kommen, wird vorgeschlagen, daß jeder Angeklagte von Richtern beiden Geschlechts abgeurteilt wird; denn männliches und weibliches Urteil zusammen ergeben erst ein Menschenurteil. Die Theorie von der geringeren intellektuellen Begabung des weiblichen Geschlechts erweist sich auch zum Teil als ein Produkt der Sexualkomponente. Sie wirkt hemmend auf den Ablauf der Denkvorhänge. Darum können Versuchsergebnisse von männlichen und weiblichen Forschern gerade umgekehrt sein.

Weitere Einzelheiten über diesen Abschnitt zu berichten, halte ich für unnötig. Mir scheint es bedauerlich, daß die Autoren, nachdem sie mit so reichem geschichtlichen Material bewiesen haben, daß die Vorherrschaft eines Geschlechts die psychischen Geschlechtsunterschiede schuf, nun alle diese Eigenarten auch noch erklären wollen durch ein neues Moment, nämlich die Sexualkomponente. Schon die Tatsache, daß sie nicht immer eintreten muß, läßt alle Ergebnisse schwankend werden.

Zu dem kann man alle aufgeführten Beweise ebensogut durch die Vorherrschaftssuggestion erklären. Wenn bei den Frauen heute stärkere Emotionalität zutage tritt, so hat das meines Erachtens seinen Grund darin, daß das herrschende Geschlecht der Frau die intellektuellen Fähigkeiten abspricht. Sie bemüht sich also gar nicht auf diesem unfruchtbaren Boden, sondern begibt sich auf ein anderes Gebiet, auf die Gefühlssphäre, und übertrifft hier den Mann bedeutend. Damit wird ihr Minderwertigkeitsgefühl etwas ausgeglichen. Sie sieht, daß sie ebenfalls Werte hervorbringen kann, wenn auch andere als der Mann. Das Verhältnis zwischen Richter und Angeklagter läßt sich durch die oben erwähnte Zeitungsnotiz gut beleuchten. Die Frau wird milder beurteilt, aber nicht wegen einer sexuellen Influenz des Richters, sondern weil er sie nicht ernst, nicht geistig vollwertig nimmt. Manchmal kann sie auch milder beurteilt werden, weil sie liebenswürdiger, freundlicher ist. Das kann aber dem Mann ebenso passieren. Bois Raymond sagt: „Sokrates' schroffes Benehmen vor seinen Richtern trug bekanntlich am meisten zu seiner Verurteilung bei." Hier haben wir auch ein subjektives Urteil, obwohl Männer sich gegenüberstehen. Verhält sich die Frau zurückhaltend, barsch, so fühlt sich der Richter, als der Herrschende, verletzt, besonders weil ihn eine Inferiore nicht anerkennt, und wird um so strenger urteilen. Daß die geringeren intellektuellen Leistungen des weiblichen Geschlechts mit dem Vorurteil des Männerstaates erklärt werden können, wurde schon erörtert. Wenn nach Heymanns Umfragen 9% aller Knaben und 6% aller Mädchen sich für Mathematik interessieren, nach einer Anfrage bei ihren Lehrern aber 18% Knaben und 9% der Mädchen, so ist doch klar, daß das Vorurteil des Mannes an dem verschiedenen Ausfall des Ergebnisses schuld war.

Wir sehen also, daß man bei den besprochenen Punkten ohne die Sexualkomponente zurechtkommt. Inwieweit sie vorhanden ist und Eigenarten konstruiert, läßt sich erst bei vollständiger Gleichberechtigung ersehen.

Im dritten Teil des Werkes werden die Irrtümer in der Geschlechterpsychologie aufgedeckt, die durch die Vorherrschaftssuggestion und die Sexualkomponente gemeinsam ausgelöst werden. Das größere Interesse der heutigen Frau für Personen läßt sich aus der Tendenz des männlichen Herrschers erklären, der bedacht ist, seine Person zum Mittelpunkt für das beherrschte Geschlecht zu machen. Die Arbeitsteilung im Männerstaat weist dem weiblichen Geschlecht die Beschäftigung mit Personen zu, das Spielzeug der Mädchen bereitet die Einstellung schon vor. Ferner scheinen Person und Sache beim anderen Geschlecht unter dem Einfluß der Sexualkomponente schwer trennbar zu sein. Thompson, die Forscherin, hat bei Männern besonderes Interesse an Personen gefunden. Der Autoritätsglaube des Mannes ist letzten Endes auch nur ein Glaube um der Person willen. Es wird viel von dem großen Fleiß des weiblichen Geschlechts gesprochen und durch ihn sucht man immer gute Leistungen der Frau herabzuwürdigen. Wenn z. B. die Frauen bessere Examensleistungen aufzuweisen haben als die Männer, so wird dies durch den größeren Fleiß der Frau erklärt. Man leitet von diesen Leistungen sogar den Mangel an Produktivität und selbständigem Denken ab. (Heymanns!) Bei hervorragenden männlichen Examensleistungen wird die Frage Fleiß oder Begabung gar nicht aufgeworfen. Vielleicht ist der Fleiß der Frau wirklich größer; wahrscheinlich aber sucht die Frau als Beherrschte sich nur den Anschein des Fleißes zu geben, um sich vor der Ausbeutung zu sichern und den Herrscher zufriedenzustellen. Man denke nur an den Hausfrauentyp, der nie die Hände ruhen läßt, immer strickt und stichelt, um seinen Eifer zu demonstrieren. Anderseits wird nach den Darlegungen Vaertings der Fleiß durch die Wirkung der Sexualkomponente angeregt. Thompson und Klosterfrauen fanden bei den Knaben größeren Fleiß, so daß also auch hier die Ergebnisse relativ sind.

Wenn man das heutige Ideal der Männlichkeit und Weiblichkeit betrachtet, so fällt auf, daß gerade die Eigenschaften des Beherrschten zum Ideal erhoben

werden, die für den Herrscher das meiste Interesse und den größten Vorteil bieten. Darum sind die Tugenden der Frau heute Unterordnung, Bescheidenheit, Tugendhaftigkeit, Aufopferungsfähigkeit. Beim Manne gelten Zuverlässigkeit, Tapferkeit, Tatkraft als Idealeigenschaften. Von Eigenschaften des Mannes, die sich auf das Weib oder die Mutter beziehen, wie Liebestreue, Hingebung, Väterlichkeit ist keine Rede und doch sind sie die eigentlich männlichen Eigenschaften. Der Begriff des Weibes ist eben ganz durchtränkt mit Sexualität, der des Mannes schließt fast jeden sexuellen Gedanken aus. Diese falschen Idealbilder können sich nur wandeln durch eine Änderung des Machtverhältnisses. Heute ist mit dem Begriff weiblich immer eine Minderwertigkeit verknüpft. Will man einen Mann beschimpfen, nennt man ihn weibisch, will man aber den Leistungen einer Frau hohe Anerkennung zuteil werden lassen, so nennt man sie männlich.

Ein letztes Kapitel befaßt sich mit den Unterschieden in der Erziehung der Geschlechter. Diese sind proportional dem Machtverhältnis. Je größer die Herrschaft des einen Geschlechts, desto größer der Abstand in den Erziehungsmöglichkeiten der Geschlechter. Heute ist unsere ganze Erziehung darauf eingestellt, den Kindern von klein an die männliche, bezw. weibliche Eigenart aufzustempeln. Bis zur Pubertät ist der junge Mensch so fest auf die geltenden Normen von Mann und Weib eingeschworen, daß die angeborenen Eigenschaften nicht mehr zur Geltung kommen können. Diese Dressur zu Geschlechtsunterschieden bringt die ganze Erziehung in Verwirrung, weil sie mit der sexuellen Neutralität des Kindes in Widerspruch steht. Wahrscheinlich wird nach Vaerting durch diese falsche Erziehung sogar eine künstliche Verfrühung der Pubertät herbeigeführt, besonders beim weiblichen Geschlechte, dessen Erziehung nach den heutigen Normen der Weiblichkeit auf das Geschlechtliche hindrängt. Das Entwicklungstempo wird auch noch beeinflußt durch die Tatsache, daß die Knaben in der Schule nur von ihrem eigenen Geschlecht erzogen und unterrichtet werden, die Mädchen aber von beiden Geschlechtern. Gerade im Entwicklungsalter kann der männliche Einfluß bei den Mädchen zu einer gesteigerten und unnatürlichen Entwicklung führen. Der Lehrer als einziger Mann unter 40 Mädchen ist Mittelpunkt, sehr leicht in diesem Alter auch sexueller Mittelpunkt. Daraus resultiert einmal die Frühreife, anderenteils eine Hemmung der geistigen Entwicklung. In der Familie und in der Schule wird der Knabe zur Stärkung seiner Eitelkeit und Überheblichkeit auf die Minderwertigkeit des weiblichen Geschlechts hingewiesen, das Mädchen mit der Überlegenheit der männlichen Psyche vertraut gemacht, um ja nicht zu Höchstleistungen zu kommen; denn Mutlosmachen bedeutet bekanntlich unfähig machen. Daß das durch kleine, scheinbar nebensächliche Bemerkungen schon geschehen kann, wissen wir alle. Zudem sieht das Mädchen die Frau fast nie in leitenden Stellungen, sieht stets den Mann als oberste Instanz, was natürlich sein Vertrauen in sein eigenes Geschlecht erschüttern muß. Selbstvertrauen ist auf dem Weg zur Lebenstüchtigkeit aber unbedingt nötig, das wissen wir gerade aus der Individualpsychologie. Der Lehrer an Mädchenschulen ist natürlich auch den psychologischen Gesetzen der Herrschersubjektivität unterworfen und macht dadurch Erziehungsfehler. Wenn er die Frau als Vorgesetzte ablehnt, so beweist er damit schon, daß er zum Erzieher des weiblichen Geschlechts ungeeignet ist, denn er hält ja die Frau für minderwertig. Der Mann glaubt seinen Einfluß unentbehrlich für die Erziehung des weiblichen Geschlechts. Das mag richtig sein. Aber aus der Richtigkeit dieser Behauptung folgt notwendigerweise der Schluß, daß der weibliche Einfluß an den Knabenschulen ebenso unentbehrlich ist. Vaerting will nun nicht in den Fehler verfallen, die ungünstige Kombination, die ein zweigeschlechtlicher Lehrkörper an Mädchenschulen darstellt (allerdings überwiegt heute immer das männliche Geschlecht), auch auf Knabenschulen zu übertragen. Die beste Vorbereitung für die gemeinsame Lebensarbeit ist die gemeinsame Erziehung der Geschlechter. Vaerting ist aber nur für eine Koedukation im strengsten Sinn des Wortes. Gleiche Zahl

der Geschlechter bei den Schülern und bei den Lehrenden ist ihre Forderung. Nur dadurch glaubt sie eine Geschlechtswirkung des Lehrers auf die Schüler vermieden.

Mir scheint die Zahl, in der die beiden Geschlechter vertreten sind, unwesentlich, wenn wir nur überhaupt Koeduktion bei Schülern und Lehrenden haben. Wichtiger ist es, daß die Lehrenden von der ungeheuren Wirkung ihrer Erziehungsmaßnahmen unterrichtet und selbst frei sind von alten, die Geschlechter und die Individuen belastenden Vorurteilen. Münsterberg faßt die Erfahrungen, die das amerikanische Volk mit der Koeduktion gemacht hat, zusammen mit den Worten: „Das Zusammensein der Geschlechter in der Schule vermindert die sexuelle Spannung. Die gemeinschaftliche geistige Arbeit erweckt das Kameradschaftsbewußtsein der Geschlechter und vermindert ihr Unterschiedsgefühl." Jedenfalls müssen wir uns bewußt werden, daß die Umbildung Erwachsener nach neuen Normen sehr schwierig ist, daß aber durch eine richtige, vorausschauende Erziehung allein die Menschheit in ihrer Kulturentwicklung gefördert werden kann. Wer die Schule hat, der hat die Zukunft.

Wenn ich nun kurz die Ergebnisse der neuen Geschlechterpsychologie zusammenfasse, so ergibt sich folgendes Bild: Historische und ethnologische Studien haben gezeigt, daß Staaten existiert haben, bei denen die Geschlechter eine Eigenart zeigten, die der unsrigen gerade entgegengesetzt ist. Daraus ergibt sich, daß unsere mühsam festgestellten männlichen und weiblichen Eigenschaften absolut nicht angeboren, sondern ein Produkt der Erziehung sind. Die Unterschiede zwischen den Geschlechtern sind psychisch und physiologisch viel geringer, als man bisher glaubte. Damit scheint mir ein Beweis geliefert zu sein zu der Auffassung des vergleichenden Individualpsychologen Dr. Adlers von der Begabung überhaupt. Die männlichen und weiblichen Eigenschaften entwickeln sich in der Richtung, in der sie gebraucht werden. Die Begabungsunterschiede der Individuen kommen auf dieselbe Weise zustande. Wir sahen, daß immer ein Teil der Menschheit, bald der weibliche, bald der männliche, daran interessiert ist, die Verschiedenheit der Geschlechter oder, wenn wir es ausdehnen wollen, der Menschheit zu vergrößern, um sich eine Machtstellung zu sichern. Nicht beachtet wird dabei, daß die Vorherrschaft des einen Geschlechts immer nur eine scheinbare ist, wie schon kurz erwähnt wurde. Das unterdrückte Geschlecht antwortet stets mit Gegendruck, strebt auch nach Herrschaft, benützt aber andere Mittel dazu. Die positiven sind ihm auf Grund der Tradition versagt, also greift es zu den negativen. In unserem Männerstaat sucht die Frau durch Schwäche zu herrschen, ehedem tat sie es durch Stärke. Herrschen und Beherrschtwerden, gleichgültig mit welchen Mitteln, sind Zustände, die eine stetige Reibung, einen ständigen Kampf bedingen und damit die edelsten menschlichen Qualitäten vernichten. Gleichberechtigung allein, nicht nur zwischen den Geschlechtern, sondern innerhalb aller menschlichen Beziehungen, kann uns einem höheren und glücklicheren Dasein entgegenführen.

Ist die Strafe ein Erziehungsmittel?*)

Von EGON WEIGL (Frankfurt a. M.)

I.

In diesen Ausführungen soll nicht die praktische Seite der Erziehungsstrafen untersucht, sondern vom rein theoretisch-psychologischen Standpunkte aus die

*) Nach einem Vortrage, gehalten auf dem Zweiten Internationalen Kongreß für Individualpsychologie in Berlin 1925. — Gleichzeitig erschienen im Sonderheft 1926 des „Pädagogischen Zentralblattes".

Frage diskutiert werden, „ob die Strafe — ungeachtet der Art ihrer Anwendung — überhaupt ein Erziehungsmittel ist". Vor der Beantwortung dieser ketzerischen Problemstellung muß noch vorausgeschickt werden, in welchem Sinne hier von Erziehung und Strafe die Rede ist.

Wir wollen in diesem Zusammenhang nur insofern von Erziehung sprechen, als eine direkte oder indirekte, beabsichtigte Beeinflussung eines Erziehungsobjekts durch Ausbau oder Auflösung der in ihm vorhandenen Möglichkeiten in Frage kommt. Dabei ist mit „Ausbau", bezw. „Auflösung" der organische „Aufbau", bezw. der organische „Abbau" gemeint. Während sich die Bezeichnungen Aufbau, bezw. Abbau durch ihre enge Anlehnung an den Sprachgebrauch von selbst erklären, bedarf der Begriff des Organischen noch einer näheren Erläuterung. Die heute immer mehr Platz greifende Forderung, in der Erziehung vom Kinde und nicht vom Erwachsenen auszugehen, fußt auf der Erkenntnis, daß man, um bestimmte Einstellungen oder Leistungen zu erzielen, immer an die bereits vorhandenen Möglichkeiten des Erziehungsobjektes anknüpfen muß. Von ganz wesentlicher Bedeutung ist dabei die Berücksichtigung des momentanen Entwicklungsstadiums und die Beurteilung, wieweit eine Anlage zu einem gegebenen Zeitpunkt überhaupt entwickelt, bezw. unterbunden werden kann, ohne daß der Rahmen der Gesamtpersönlichkeit nach einer Seite hin gesprengt wird. Als bestimmend für die organische erzieherische Einwirkung muß demnach bei der Förderung, bezw. Hintanhaltung irgendwelcher Möglichkeiten immer der Stand gelten, den die Entwicklung zu einer bestimmten Zeit bereits erreicht hat und welchen sie überhaupt erreichen kann.

Wenden wir uns nun dem Begriff der Strafe zu. Da wir den Erziehungsakt als beabsichtigte Beeinflussung definiert haben, so kommen für unsere Untersuchungen auch nur jene Strafmaßnahmen in Betracht, die vom Erzieher ganz bewußt ausgeteilt werden. Damit scheidet aber auch ein ganzer Komplex von Akten aus, die irreführenderweise immer wieder in die Erörterungen des Erziehungsstrafproblems mit einbezogen werden. Man kann zwei Hauptarten von Handlungen unterscheiden, wenn man das ganze Gebiet dessen, was gewöhnlich mit Erziehungsstrafen bezeichnet wird, überblickt.

Einmal können wir eine Art feststellen, die völlig Selbstzweck ist — deren Sinn sich darin erschöpft, daß sie reiner Ausdruck einer augenblicklichen Verfassung des Handelnden ist. Diese erste Hauptart bezeichnet die Psychologie als „Ausdruckshandlungen". Sie umfaßt vor allem einen Teil der sogenannten Instinkt- und Affekthandlungen, wie Abwehr, Rache und Vergeltungsakte. Dafür ein Beispiel: Ein Junge lacht seinem Lehrer während einer ihm gehaltenen Strafpredigt ins Gesicht. Der also Verhöhnte setzt, in plötzliche Wut geraten, den Sünder vor die Tür. In dieser Reaktion des Lehrers haben wir eine Ausdruckshandlung vor uns, die primär durchaus zweckfrei ist. Sie soll nicht Wut, Ablehnung, Ärger bedeuten, sondern sie ist selbst der Affekt.

Derselbe Lehrer kann denselben Knaben ein anderes Mal gleichfalls aus dem Klassenzimmer befördern — nehmen wir an, weil er während des Unterrichts geschwatzt hat. Trotzdem wird man in diesem Falle nicht von einer Ausdruckshandlung, sondern von einer „Symbolhandlung" sprechen, und zwar, weil das Hinauswerfen hier nicht Selbstzweck, sondern nur Symbol ist; weil das Wesentliche dieses Aktes nicht in dem Hinauswerfen liegt (der Lehrer hätte ebensogut einen Verweis erteilen können), sondern weil nur angedeutet werden soll, daß hier eine strafbare Tat vorliegt. So fallen also unter die Symbolhandlungen alle zweckgebundenen Reaktionen, deren Wesen nicht aus sich selbst, sondern immer nur im Zusammenhang mit dem Ziele, deren Mittel sie sind, begriffen werden können.

Der Unterschied zwischen diesen beiden Akten muß scharf im Auge behalten werden. Gleichzeitig sei vor einer häufig vorkommenden Konfusion gewarnt. Im Rahmen unserer Erörterungen ist es gleichgültig, ob die Strafmaßnahmen vom Er-

ziehungsobjekt als solche empfunden werden oder nicht. Es kommt vielmehr darauf an, ob sie als Strafe gemeint sind (vom Erzieher nämlich). Wie aus dem Nachfolgenden noch deutlicher hervorgehen wird, kann eine bewußt erteilte Strafe immer nur den Symbolhandlungen zugerechnet werden. Mit diesen also müssen wir uns auseinandersetzen.

Die Unterscheidung von Ausdrucks- und Symbolhandlung wurde bisher in dem Strafproblem der Erziehung niemals scharf durchgeführt. Diesen Umstand machen sich viele Pädagogen zunutze, indem sie die Fragestellung dadurch verwischen, daß sie mit ihren nachträglich als Strafe rationalisierten Ausdruckshandlungen an das Forum der Allgemeinheit appellieren, so beispielsweise wenn ein Lehrer erzählt, er habe einen Schüler, der einem Kameraden einen Tritt versetzte, weidlich durchgewalkt. Versetzt man sich beim Zuhören in die Situation des Lehrers, so fühlt man oft die Tendenz in sich selbst, mit roher Gewalt gegen rohe Gewalt einzuschreiten, und glaubt, ganz instinktiv dem Sinn des Strafproblems auf diese Weise nähergekommen zu sein. Dabei übersieht man natürlich vollständig, daß man hier lediglich mit einer Ausdruckshandlung reagiert, die (wenn sie nachträglich auch noch so gut als im Sinn des Zöglings gelegen motiviert wird) doch nichts anderes als ein Ausdruck der eigenen psychischen Haltung bleibt. Diese sogenannten Strafen sind in Wirklichkeit ureigenste Angelegenheit des Erziehers und erst in zweiter Linie des Zöglings. Wenn sich die Reaktion des Erziehers auf eine Handlung des Zöglings in den Formen von Anschreien, Ohrfeigen, Prügeln usw. vollzieht, so ist dies für den „Erzieher" symptomatischer als für den „Erzogenen".

II.

Es soll nun untersucht werden, ob sich die Strafe in das System der Erziehungsmaßnahmen in irgendeiner Form einordnen läßt. Um die Verhältnisse möglichst unkompliziert zu gestalten, wird es zweckmäßig sein, die klassische Unterscheidung nach Strafzwecken vorzunehmen, die zusammengefaßt sind in der Dreiheit der „abschreckenden", der „sühnenden" und der „bessernden" Strafe. An diese drei Strafarten werden wir nun den im Sinne des Ausbaues, bezw. der Auflösung geeichten Maßstab anlegen und nachsehen, inwieweit sie von diesem Gesichtspunkt aus als Erziehungsmaßnahmen gelten können.

Am kürzesten dürfen wir uns wohl bei der „abschreckenden Strafe" fassen. Dieses in dem alten Erziehungssystem am häufigsten angewandte Mittel wird heute von jedem einsichtigen Pädagogen abgelehnt. Es könnte ja auch bei der Abschreckung lediglich von einem Abbau (keinesfalls von einem Aufbau) die Rede sein; es fragt sich nur, ob dieser Abbau tatsächlich organisch ist. Er kann es nicht sein, weil er gegen den ersten Grundsatz der Individualpsychologie Alfred Adlers[1]) verstößt, der besagt, daß die Entmutigung eines Kindes die Quelle aller menschlichen Abwegigkeiten ist. Außerdem setzt sich die Abschreckung nicht mit den vom zu Bestrafenden angestrebten Willenszielen auseinander, sondern sucht ihre Umsetzung in die Realität lediglich dadurch zu verhindern, daß sie eine möglichst dauerhafte Assoziation von Tat und Strafe (bezw. Unlustgefühlen) herzustellen sucht. Die Art der Ganzheitsbetrachtung, die wir vom Standpunkte der Individualpsychologie auf das psychische Geschehen anwenden, muß uns diese Art von Symptombehandlung

[1]) Zur Einführung in die Lehren Alfred Adlers und ihre pädagogische Bedeutung sei auf das Buch „Individualpsychologie und Pädagogik" verwiesen (in der Reihe „Schule und Leben" als Heft 10, herausgegeben vom Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht), Berlin (E. S. Mittler & Sohn) 1926.

Zu eingehenderem Studium dient: A. Adler: Über den nervösen Charakter, III. Auflage. München (Bergmann) 1922. A. Adler: Praxis und Theorie der Individualpsychologie. München (Bergmann) 1923. — Adler, Furtmüller und Bixberg: Heilen und Bilden. II. Aufl. München (Bergmann) 1922. Ferner die „Internationale Zeitschrift für Individualpsychologie, herausgegeben von A. Adler, Wien (Moritz Perles), bisher erschienen Jahrg. I—III, vom Jahrg. IV Nr. 1—3.

— und etwas anderes kann die abschreckende Strafe niemals sein — als durchaus unorganisch erscheinen lassen. Nicht das Leitziel, auf welches die mißbilligte Tat gerichtet ist, wird durch die Abschreckung betroffen, sondern einzig und allein die Arrangements, die Gestaltung der Leitlinie. An dieser Stelle mag auch jene Art der Beeinflussung erwähnt werden, die ein Analogon zu dem bildet, was der Jurist unter Generalprävention versteht (wenn beispielsweise ein Lehrer einen Zögling hauptsächlich in der Absicht bestraft, dadurch die Klassenkameraden von der Ausführung einer ähnlichen Handlung abzuschrecken). Man könnte vielleicht von einer indirekten Wirkung der abschreckenden Strafe sprechen. Nach dem eben Gesagten kommt es jedoch auf dasselbe hinaus, ob die Abschreckung sich gegen eine Tat in actu oder potentia richtet. Die Art, wie sie auf die kindliche Psyche einwirkt, läßt es schon zu keinem anderen Effekt kommen, als daß sich die auf ein einheitliches Ziel eingestellte Psyche nur mit um so größerer Vorsicht einen weniger offenkundigen Weg sucht. Die unorganische Einwirkung der abschreckenden Strafe läßt keine Möglichkeit zu, sie im System der Erziehungsmittel zu belassen.

Während die Ablehnung der abschreckenden Strafe heute schon einen immer größeren Umfang annimmt, behauptet sich die Überzeugung von der Rechtmäßigkeit der sühnenden Strafe in noch sehr hohem Maße. Um die Kollision mit den beiden anderen Strafzwecken (Besserung und Abschreckung) zu vermeiden, muß auf das Spezifische der Sühne hingewiesen werden, nämlich auf ihre Funktion, eine Schuld zu tilgen und damit einen Spannungszustand zu lösen. Dabei sei von vornherein von dem einfachen Wiedergutmachen eines angerichteten Schadens abgesehen, das sich ja auch in anderen Formen als gerade der der Strafe bewähren kann. Es fragt sich vielmehr, ob der Entwicklung des Kindes mehr gedient ist, wenn die Wiedergutmachung spontan aus einer Einsicht in die Abwegigkeit der eigenen Handlungsweise erfolgt, oder ob sie unter einem Zwang steht und der Strafcharakter noch eigens betont wird. Die sühnende Strafe soll doch Geschehenes ungeschehen machen, sei es in den Augen Gottes, der Menschheit oder in den eigenen. Erfüllt sie diese Bedingung und wie macht sie das? Ein Beispiel: In einigen uns bekannten Familien ist es Sitte, daß die Väter alle acht Tage anläßlich irgendeines kindlichen Vergehens ein großes Strafgericht über die kleinen Delinquenten abhalten. Diese Prozedur hat vor allem den Zweck, das Schuldkonto, dessen Höhe ja nie ganz bekannt wird, auf diese Weise auszugleichen. Hier liegt also ein Sühneakt vor. Die Erwachsenen, im Glauben an eine ausgleichende Gerechtigkeit, gehen so weit, daß sie — quasi als Funktionäre einer höheren Macht — etwaigen Versäumnissen derselben für alle Fälle zuvorzukommen suchen. Im Sinne einer Sühnetheorie ist dies durchaus konsequent. Vom individualpsychologischen Standpunkte aus drängt sich aber der Verdacht auf, daß hier der Glaube an die sühnende Gerechtigkeit sekundär ist, während das Bedürfnis nach einer selbsttätigen Ausübung dieser Funktion den Primat zu besitzen scheint. Hat diese Anmaßung göttlicher oder sonstiger überirdischer Funktionen an und für sich schon etwas Fatales, so steigert sich dies beim Erzieher zur Gefahr. Nach zwei Seiten hin kann ein Kind durch diese Art der Beeinflussung geschädigt werden. Entweder man macht ihm die Lösung seiner Spannungszustände zu leicht oder (was sicher ebenso häufig vorkommt) zu schwer. Ein kleiner Missetäter, der durch irgendeine Handlung sich den berechtigten Unwillen seiner Umgebung zugezogen hat, das heißt (wenn auch noch so leicht) den Kontakt mit der Umwelt gelockert hat, wird sich, sobald er zu dieser Einsicht gekommen ist, mehr oder weniger schlecht in seiner Haut fühlen. Dabei ist nicht zu vergessen, daß die Einsicht in die Schuld die Voraussetzung der Sühne ist. Ein wenig differenziertes, dickfelliges Kind wird nun mit einer gewissen Befriedigung die Strafe hinnehmen, da sie es ja von der Schuld entbindet. Wo bleibt hier die erzieherische Wirkung? Was unseres Erachtens den meisten tatsächlichen Verfehlungen der Kinder zugrunde liegt, ist eine Lockerung der Verbundenheit von Ich und Umwelt zugunsten einer Isolierungstendenz. Diese aufzuheben, wäre Aufgabe eines wahrhaft erzieherischen

Eingreifens. Von diesem Aspekt aus vermag die sühnende Strafe ihre Aufgabe nicht zu erfüllen, denn sie beschäftigt sich nicht mit den Motiven, die zu einer Lockerung der Umweltbeziehungen geführt haben, sondern sie stellt auf eine sehr billige Weise den status quo wieder her, ohne in dieser Richtung etwas unternommen zu haben. Insofern kommt ein Teil der Kinder zu leicht davon. Es gibt aber auch eine gar nicht zu unterschätzende Menge von Michael Kohlhaas-Naturen unter den Kleinen, die den Glauben an die ausgleichende Gerechtigkeit von ihren Erziehern nur zu gut übernommen haben. Diesen Ärmsten wird keine Strafe jemals gerecht werden, da sich subjektives Schuldgefühl und objektives Strafausmaß niemals decken werden. Von dieser Seite hört man die ewige Klage über die Ungerechtigkeit der Mutter, des Vaters, des Lehrers usw. Dies beweist, wie leicht die sühnende Strafe vom Kinde aufgegriffen und als Waffe gegen den Erzieher benutzt werden kann. Solchen Kindern wird die Lösung ihrer Spannungszustände zu schwer gemacht, da sie das Mittel, das sie befreien soll, mit in ihr „Arrangement" hineingenommen haben. So vermag also auch die sühnende Strafe weder die Funktion der Auflösung noch die des Ausbaues zu erfüllen und fällt damit ebenfalls aus dem Rahmen der pädagogischen Maßnahmen heraus.

Es gibt aber noch einen dritten Standpunkt, der die Strafe als entwicklungsförderndes Moment verteidigt. Dieser beruft sich auf ihre „allgemein bessernde" Wirkung. Allgemein bessernd können wir aber einen Erziehungsakt nur dann nennen, wenn er ausbauend oder auflösend ist. Vergegenwärtigt man sich, welche Umstände den in der Praxis stehenden Erzieher tagtäglich vor die Alternative „Strafe oder Toleranz" stellen, so ergibt sich folgendes Bild. Entweder das Erziehungsobjekt ist bereits an seinen tatsächlichen Grenzen angelangt und sperrt sich gegen eine unorganische Weiterentwicklung (so z. B., wenn man kleineren Kindern ihr ganz natürliches Bedürfnis nach intensiver Betätigung ihrer Motorik durch den Zwang zum Stillsitzen zu unterbinden sucht). Oder die natürliche Entfaltung ist aus bestimmten Gründen an einem Punkt stecken geblieben und abgebogen und leistet nun einem Versuch, in der normalen Richtung weiter erzogen zu werden, heftigsten Widerstand (so z. B. ein Kind mit „eigensinnigen" Charakter, das man zu einer ganz sinnvollen Handlung zu veranlassen sucht). Im ersten Falle handelt es sich um einen Mangel an Einfühlungsfähigkeit von seiten des Erziehers, und die Strafe verliert somit von selbst ihre Berechtigung. Im zweiten Falle dagegen besteht tatsächlich das Bedürfnis nach einem eingreifenden Erziehungsakt — es soll gebessert, das heißt eine Umstellung erreicht werden. Hier aber liegt für den Pädagogen eine Verlockung nahe, nach dem Mittel zu greifen, das auf schnellstem Wege zu einem, wenn auch nur äußeren Erfolg führt. Aus vielerlei Gründen erklärt sich die Beliebtheit der Erziehungsstrafe. So überhebt sie den Erzieher des geduldigen Abwartens, das mit einer straffreien Pädagogik immer Hand in Hand gehen muß; sodann vermag sie den innerlich Unsicheren oft und schnell die Bestätigung seiner schulmeisterlichen Fähigkeiten zu vermitteln. Endlich verhilft sie zu Leistungserfolgen (unorganischer Art), die vielfach nur auf dem Wege des strafenden Zwanges zu erreichen sind. Wie aber sehen die Erfolge von der Entwicklung des Kindes her betrachtet aus? Was ist damit erreicht, wenn ein Kind durch viele Strafen dahin gebracht worden ist, seinem Hang zum Lügen nicht mehr nachzugeben? Ist damit etwa die Entmutigung, die bewirkte, daß die Welt dauernd umgedichtet werden mußte, behoben? Im Gegenteil, nur soviel wird erzwungen, daß ein anderer Weg aufgesucht wird, um die eigene Unsicherheit überzukompensieren. An dieser Stelle könnte vielleicht ein Einwand erhoben werden, daß Kinder ja oft selbst nach der Strafe verlangen. Diese oft beobachtete Erscheinung kann weder ein Beweis für die Existenzberechtigung der Strafe sein, noch darf sie den Schluß auf masochistische Triebregungen des Kindes zulassen. Vielmehr liegt hier eine unbewußte falsche Kalkulation des Kindes vor, aus der heraus es übertrieben starke Mittel gebraucht, um ein Ziel zu erreichen. Oft sucht es auf diese Weise sein eigenes Arrangement,

durch welches es sich von seiner Umgebung trotzig und eigensinnig isoliert hat, zu durchbrechen. Desorientiert und mutlos trägt es lieber der Beliebtheit Rechnung, welche die Strafe beim Erzieher genießt, um nicht noch weiterhin unter dem Druck der Vereinsamung stehen zu müssen. Die Methode, durch einen strafenden Akt vom Erzieher in die Gemeinschaft wieder aufgenommen zu werden, birgt immer die Gefahr in sich, daß der Friede vom Kinde mit Ressentiment im Herzen geschlossen wird; insofern sollte man die Heimkehr den verlorenen Söhnen nicht zu billig machen.

Wenden wir uns nun noch einmal der Frage zu, wann tatsächlich von einer Besserung gesprochen werden kann, und warum die Strafe nicht imstande ist, eine solche zu bewirken. Die Besserung ist erst dann eingetreten, wenn das Kind sich so umgestellt hat, daß sein Leitziel ein anderes geworden ist. Ein Knabe, dessen Zärtlichkeitsbedürfnissen von der Umwelt in ganz normaler Weise entsprochen wird und dem der Grund genommen wird, sich einsam und ausgestoßen zu fühlen, wird von selbst aufhören, krankhaft zu masturbieren. Ein Mädchen, dem eine verständige Erziehung beweist, daß es nicht notwendig hat, durch lautes vorwitziges Benehmen dauernd die Aufmerksamkeit der Umgebung auf sich zu lenken, wird von selbst ein bescheidenes Wesen annehmen. Nur in diesem Sinne kann von Besserung gesprochen werden und nicht dann, wenn ein Knabe aus Angst und Scham nicht mehr zu onanieren wagt, oder ein Mädchen durch fortwährendes Zurechtweisen und Nörgeln aus seiner aktiven Fürwitzigkeit in die passive Verschüchterung zurückgedrängt wird. Soviel über die Möglichkeit, bezw. Unmöglichkeit, der Strafe eine bessernde Wirkung und somit eine Stellung im System der Erziehungsmaßnahmen zuzusprechen.

Aber selbst wenn es den bisherigen Ausführungen bis zu einem gewissen Grade gelungen sein sollte, die Stellung der Strafe in der Erziehung vom theoretischen Standpunkte aus wankend zu machen, so ist damit noch lange nicht gesagt, daß sie überhaupt keine Existenzberechtigung besitzt. Es besteht durchaus noch die Möglichkeit, sie einem anderen System einzugliedern, was im folgenden in aller Kürze versucht werden soll. Dem Begriff der Erziehung sei als kontradiktorisches Gegenstück der der Abrichtung gegenübergestellt. Dabei soll unter Abrichtung jede direkte oder indirekte beabsichtigte Beeinflussung eines Abrichtungsobjekts durch Züchtung oder Unterdrückung der in ihm vorhandenen Möglichkeiten verstanden werden. Dem „Ausbau" in der Erziehung entspricht die „Züchtung" in der Abrichtung, der „Auflösung" in der Erziehung die „Unterdrückung" in der Abrichtung. Als entscheidendes Kriterium der Abrichtung gilt ihre „unorganische" Einwirkung. Somit bedeutet „Züchtung" = „unorganischen Aufbau", „Unterdrückung" = „unorganischen Abbau". Die schon gegebene Bestimmung der organischen Beeinflussung macht die Bezeichnung „unorganisch" per exclusionem ohne weiteres verständlich. Überall wo die Entwicklung von außen her in gewisse Bahnen gezwungen, bezw. die Entfaltungsmöglichkeit bestimmter Fähigkeiten ohne Berücksichtigung der wahren Wesensgerichtetheit unterbunden wird, mag von unorganischer Einwirkung gesprochen werden. Die unerläßlichen Voraussetzungen der Abrichtungsfunktionen (Züchtung und Unterdrückung) sind die beiden Einwirkungsformen des „Prämien- und Schadensystems". Bedient sich die Züchtung und Unterdrückung des Prämiensystems, dann ist gewöhnlich von Belohnung die Rede, bei der Strafe dagegen bildet das Schadensystem die Basis der beiden Abrichtungsfunktionen. Innerhalb der Abrichtung also, und nur hier, hat die Strafe ihren bestimmten und notwendigen Platz. Mit ihrer Hilfe können keine anderen Zwecke als die der Züchtung und Unterdrückung verfolgt werden. Wir kommen demnach zu folgender Formulierung: „Strafe ist jene Symbolhandlung, die — mit dem Schadensystem operierend — einzig und allein dann sinnvoll sein kann, wenn sie dem Zwecke der Züchtung oder Unterdrückung, allgemein gesprochen: der Abrichtung dient."

Auf das System der Abrichtung näher einzugehen, ist hier nicht der Ort. So viel sei nur gesagt, daß sie immer erziehungsfeindlich ist und nur dort ausgeübt werden sollte, wo zwischen dem Erzieher und seinem Objekt eine direkte Verständigung aus irgendwelchen Gründen nicht möglich ist, oder die Forderung besteht, eine Leistung zu erzielen, die über die organischen Möglichkeiten des Kindes hinausgeht. Ob eine solche Forderung jemals zu Recht bestehen kann, soll hier nicht erörtert werden. Ganz ausdrücklich sei jedoch hervorgehoben, daß der Weg der Erziehung prinzipiell immer dann gangbar ist und sein muß, wenn die geforderte Einstellung oder Leistung im Rahmen des momentanen kindlichen Entwicklungsstadiums gelegen ist.

Über Heilpädagogik*)

Von J. VERPLOEGH CHASSÉ (Den Haag)

Die Neurose wird von der Individualpsychologie, wie bekannt, aufgefaßt als ein mißlungener Versuch, dem Minderwertigkeitsgefühl zu entrinnen und ein Gefühl der Überlegenheit zu erlangen. Ein Versuch, wobei der Weg, der aus dem kindlichen Minderwertigkeitsgefühl nach Macht und Größe strebt, an die Grenzen führt, welche vom Gemeinschaftsgefühl gezogen sind, ein Versuch, wobei diese Grenzen überschritten werden und das Individuum in die Irre geht.

Zielstrebigkeit, das Folgen eines einheitlichen Lebensplanes kennzeichnet nach individualpsychologischer Erkenntnis die menschliche Psyche. Ob jemand aber lebenswirkliche und mögliche Ziele verfolgt oder neurotischen Scheinzielen nachstrebt, das hängt hauptsächlich davon ab, wie er die eigene Kraft einschätzt und sich dem Leben gegenüber einstellt, und dies ist an erster Stelle eine Sache des Mutes.

Mut braucht der Erwachsene, um die großen Fragen des Lebens zu lösen: die Probleme des Berufes, der Liebe und der Gemeinschaft; Mut braucht das Kind, um die für es nicht weniger großen Fragen zu lösen: die Probleme der Schule, des Familienlebens und der Kameradschaft.

Gutes und Schlechtes tritt beim Kind einfacher und offener zutage als beim Erwachsenen, so auch die richtige und die falsche Zielsetzung. Letztere ist beim Erwachsenen durch Aufbau und Dauer viel mehr verwischt und festgelegt. Während das Kind beim Folgen seiner falschen Zielsetzung sich noch trainiert, um das Gemeinschaftsgefühl zu durchbrechen, ist dies beim Erwachsenen meistens schon geschehen. Ersteres kann daher viel leichter zurück, letzterem ist der Rückzug erschwert. Denn es verpflichtet ja nicht nur die positive Leistung, sondern auch die negative. Und diese Verpflichtung wird dadurch noch verstärkt, weil man, sofern es sich um die sogenannten „nervösen Erscheinungen“ handelt, eben immer noch mit einer gewissen Achtung und Ehrfurcht diesen Erscheinungen gegenübersteht und weil man dem Gewöhnlichen, Gesunden und Normalen noch immer nicht den vollen, ihm gebührenden Wert erteilt. Ganz im Gegensatz dazu steht man immer den Erscheinungen der Verwahrlosung und des Verbrechens noch viel zu viel mit der Einstellung: Schuld, Strafe, Sühne gegenüber, statt mit dem weit fruchtbareren: Verstehen, Heilen und Bilden.

Ein paar Beispiele aus der Praxis mögen die bedeutungsvolle und fruchtbare Möglichkeit der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen illustrieren:

---

*) Nach einem Vortrage, gehalten am Zweiten Internationalen Kongreß für Individualpsychologie vom 5. bis 7. September 1925 in Berlin.

I.

Das Musterkind, neunjähriges Mädchen, Z.

Symptome: Täglich mehrmaliges Erbrechen, ungenügende und zeitraubende Nahrungsaufnahme, starker Gewichtsverlust, Schlaflosigkeit, Isolierung, Angstzustände, und der Gedanke beherrschte sie: Wenn die Mutter allein, ohne sie ausginge, geschähe der Mutter ein Unglück, was zur Folge hatte, daß das Kind sich gänzlich an die Mutter kettete, so daß sie keinen Schritt außer dem Hause ohne das Kind tun konnte und daß die Mutter auch des Abends immer zu Hause bleiben mußte. Als das Kind in die Behandlung kam, war der Schulbesuch schon während eines halben Jahres gänzlich unterbrochen gewesen. Die körperliche Untersuchung durch den Haus- und Kinderarzt war negativ.

Wohl handelte es sich um ein zart gebautes Kind; in den ersten Lebensjahren sind Magen-Darm-Störungen, auch gelegentliches Erbrechen zu verzeichnen, all die Jahre vor Ausbruch der Neurose aber war sie nie eigentlich krank gewesen, hatte auch nicht unter der ursprünglichen Minderwertigkeit des Magen-Darm-Systems zu leiden. Haus- und Kinderarzt bewerteten die akuten Symptome als ausschließlich nervöse Erscheinungen, wußten aber nicht Mittel und Weg zu Besserung und Heilung.

Resultate der Behandlung: Nach einigen Spielnachmittagen und Gesprächen erfolgte nach einer Woche der erste Versuch, wieder zur Schule zu gehen. Das Training war: erst vormittags, etwas später als die anderen und früher nach Hause, dann nachmittags, etwas später als die anderen und früher nach Hause, dann nachmittags normal und in der Folge auch vormittags normal. In die Schule wurde die Kleine von der Mutter gebracht, zunächst auch abgeholt, dann kam sie allein nach Hause und als letztes und schwierigstes ging sie auch wieder allein zur Schule. Nach einer Woche solchen Trainings war der Schulbesuch wieder ein geregelter. Während dieser ersten zwei Wochen hatte sie noch dreimal übergeben, das drittemal aber gelang es schon nicht mehr ganz. An den Schulbesuch war noch die Bedingung geknüpft, daß die Mutter während der Schulzeit nicht aus dem Hause ging, welche Schwierigkeit im Laufe der dritten Woche überwunden wurde. Das Ausgangsverbot für abends nach dem Zu-Bette-Gehen hielt sie am längsten aufrecht.

Nach zwei Monaten wurde die Kleine aus der Behandlung entlassen, nicht geheilt von allen Symptomen, aber weit besser, als sie auch vor Ausbruch der Neurose war: freier, offener, selbständiger, lebensfroher, unternehmender, nahm an Gewicht gut zu und blühte auf. Die halbjährige Schulversäumnis wurde durch Privatunterricht eingeholt und sie konnte mit den anderen in die folgende Klasse steigen.

Es sind nun eineinhalb Jahre verflossen, ohne daß ein Rückfall oder neue Schwierigkeiten zu vermelden sind.

Milieu: Wohlhabend, gebildet, harmonisch.

Vater: Geschäftlich viel von zu Hause abwesend; nicht der kräftige, männliche Typus, eher ruhig, still, zurückhaltend, langsam, zart.

Mutter: Obschon körperlich klein und zart, viel lebenskräftiger, fühlte sich aber doch gelegentlich so etwas alleinstehend, der auf ihr lastenden Aufgabe: Führung eines größeren Haushaltes, Erziehung von vier Mädchen, Familienverpflichtungen, nicht immer gewachsen und litt dann wohl einmal an leichten melancholischen Zuständen, Angst, war überbesorgt und unruhig, wenn der Mann geschäftlich abwesend oder auf der Jagd war, woraus sie sich aber doch immer wieder herausarbeitete.

Position des Kindes in der Familie: Es sind vier Mädchen im Alter von elf, neun, siebeneinhalb, vier Jahren. Patientchen steht an der besonders gefährdeten Stelle des zweiten. Die Älteste ist ein schönes Kind, blondes Haar,

dunkle, große Augen, wirkungsvolle Gestalt; hat einen schwierigen Charakter und war während der letzten zwei Jahre ein Sorgenkind, das besondere Andacht und Bemühungen verlangte. So durch Zwangsgedanken-Gefühle, Launenhaftigkeit, speziell auch schlechte Arbeit auf der Schule. Sie verstand es aber, sich bei den Menschen doch auch wieder beliebt zu machen, eine Rolle zu spielen, war spontan, redesam, witzig, lebte nach außen, schien weltgewandt und verstand es, sich überall zum Mittelpunkt zu machen.

Es folgt unsere Kleine. Sie ist von weit weniger guter Gestalt, lang, hager, hat auch ein feines Gesichtchen, ist aber unscheinbar, hat glattes, dünnes Haar, fällt nicht so in den Geschmack des allgemeinen Urteils. Still, zurückhaltend, hatte die eine und andere Eigenart (konnte z. B. die Schale von Eiern nicht berühren), war empfindsam, im Versteckten etwas plagsüchtig, was aber zu keinen wesentlichen Schwierigkeiten führte. Sie lebte für sich, was sie nach außen etwas unsicher, wenig aggressiv, weltfremd erscheinen ließ. Anderseits war sie ein gutes Puppen- und Hausmütterchen, der Mutter die beste Stütze, gewissenhaft, pflichtgetreu und eine der besten Schülerinnen. Die Mutter hatte so die Auffassung von ihrer Zweiten: Z. gehört nicht hinaus ins Leben, die heiratet nicht und bleibt immer bei mir! Z. war ein gutes Kind. Die Mutter war denn auch bestürzt über die so plötzlich aufgetretene Veränderung und besonders getroffen durch den Umstand, daß die neuen Schwierigkeiten gerade einsetzten, wo es mit der Ältesten ein gutes Stück leichter zu gehen versprach. Z., die „scheinbar" keine besondere Beachtung beanspruchte und bedurfte, die dadurch gerade die Hilfe der Mutter war — plötzlich mehr Sorgenkind als das Sorgenkind T.

Die Dritte hat das Gute von der Ältesten, ohne all ihre Schwierigkeiten zu haben, sie ist die harmonischeste. Da sie aber äußerlich mehr der Ältesten gleicht, ein sonniger Wildfang ist und auch die Jüngste, körperlich die Kräftigste, ein lebhaftes, frühreifes und übereifriges Kind ist, stand Z. in der Geschwisterreihe isoliert da.

Krankheitsveranlassung und -entwicklung. Das Geltungsstreben und Ziel der Überlegenheit im Lebensplan von Z. war: eine der besten auf der Schule und ein braves Mädchen zu sein. Die Schule, das war der schwache Punkt der älteren Schwester, hier hatte sie sie überholt und hier wurde sie, gleicher Einsatz, gleichbleibende Bedingungen und natürliche Weiterentwicklung vorausgesetzt, auch von der jüngeren Schwester nicht bedroht.

Ein Zusammenbruch kommt immer, wenn der Lehrplan als Teil oder Ganzes versagt oder wenn in der Verwirklichung eines Lehrplanes sich eine Schwierigkeit ergibt, zu deren Überwindung der Mut nicht ausreicht. Die individualpsychologische Arbeit entschleierte im Falle Z. nun folgende Zusammenhänge:

1. Z. hatte bis kurz vor dem Zusammenbruch auf der Schule eine Lehrerin, mit der sie sich gut verstand, auch abgesehen davon, daß sie eine der Guten war; es waren Menschen mit ähnlichen Bereitschaften fürs Leben. Die Lehrerin war aber zu nachsichtig, konnte keine Disziplin halten und wurde durch eine andere Kraft ersetzt. Die Veränderung fiel zu ungunsten von Z. aus: es kam ein kleiner Herr Lehrer, der gerade aus dem Militärdienst zurückkam, der wohl auch in Kompensation seiner „Kleinheit" eine mächtige Kommandostimme ertönen ließ, worüber unsere Z. erschrak. Z., nicht gewöhnt an Jungens (vier Mädchen!), nicht gewöhnt an etwas rauhe Männerart (sachter Vater!), wurde unsicher, entmutigt, begann zu zweifeln, sah ihr Ziel der Überlegenheit in Gefahr — wir haben eine Bereitschaft zum Rückzug.

2. Ein Kind auf der Schule mußte erbrechen und durfte — so erzählt Z. — nach Hause.

3. Es kommt St.-Nikolaustag (in Holland sehr gefeiert), die Mutter geht „Besorgungen" machen, T., die Älteste, bisher etwas der Tyrann, geht mit, Z., bisher das Hausmütterchen, bleibt mit den jüngeren Geschwistern zu Hause. Der Bereit-

schaft folgte der Zusammenbruch: einmal im Zweifel, unsicher, entmutigt, reagiert Z. auf diese nunmehr allzu großen Belastungen mit dem Ausbruch der Neurose, den oben erwähnten Symptomen.

Den Mechanismus des Erbrechens kannte sie von früher aus ihren ersten Lebensjahren, für die Angst, Verstimmung, Besorgtheit stand die Mutter, für die Zwangsgedanken-Gefühle die ältere Schwester Vorbild. Das Leitbild des tugendhaften Kindes zeigt sich auch in der Neurose: sie vermeint, daß der Mutter ein Unglück passiert, wenn sie sie allein läßt, was einfach und offen sagen will: „Mutter, ich will nicht allein sein!", welche Forderung sich aber nicht mit Gehorsamkeit usw. vereinigen läßt, darum die Umkehrung und Verdrängung im Symptom. Die Mutter klagt sie an für die wenige Beachtung, die diese ihr während der zwei Jahre, als sie so große Schwierigkeiten mit der Ältesten hatte, ihr zu geben schuldig erachtete, und rächt sich für das: „Z. gehört nicht ins Leben, sie heiratet nicht und bleibt immer bei mir" dadurch, daß sie die Mutter gänzlich an sich bindet und nicht losließ (auch während der Schule muß die Mutter an Z. denken und darf nicht aus, desgleichen wenn Z. im Bett ist und auch des Nachts, wenn sie schlief). Über die Schwester triumphiert sie dadurch, daß es ihr mit den noch weit ausdrucksvolleren Symptomen: Erbrechen, Abmagerung, gelang, noch mehr Mittelpunkt zu werden, als diese es war. Vor der kleinen und großen Gemeinschaft: Familie, Bekannten-, Freundeskreis, Schule aber hatte sie eine gute Entschuldigung und war — wiederum erweist sich die frühere Tugendhaftigkeit von Vorteil — des Mitleids und Bedauerns, der Verwunderung sicher, denn für jeden war es ein Problem: Z., wie ist es möglich? Und weder sie selber noch die anderen durchschauten dies Arrangement.

In Spiel und Gespräch, allein und zusammen mit anderen Kindern wurden ihr die Zusammenhänge: Minderwertigkeitsgefühl, Streben nach Macht, Überlegenheit, Kompensation, Zielsetzung, Zielstrebigkeit, Korrektur des Lebenplanes in leicht verständlicher Weise erklärt. Es wurde auf die Bedeutung des Mutes und des Gemeinschaftsgefühls und die Notwendigkeit, ein guter Mitspieler, Mitarbeiter zu sein, hingewiesen.

Mutter und Lehrer wurden desgleichen orientiert und in gemeinsamer, fruchtbarer Zusammenarbeit wurden die Schwierigkeiten überwunden.

Einige Träume mögen den Konflikt auch noch von seiten des Unbewußten beleuchten:

1. „Z. ist im Zimmer der Eltern. Sie ist im Begriff, auf die Eltern zuzugehen. Da ist aber ein großer schwarzer Hund, der sie anfallen und daran verhindern will. Dieser Hund ist ein Hund — aber auch T., die ältere Schwester."

Deutung: Ausdruck des Konflikts zwischen Z. und T., der älteren Schwester. Hund—T.—ältere Schwester; diese steht Z. in der Beziehung zu den Eltern im Wege. Z. hat Angst vor ihr, wofür sie sich durch Entwertung der „Mächtigeren" rächt: Z. ist die Schwächere, aber Bessere, das Opfer von T.; T. ist die Stärkere, aber auch „ein Hund", Angreifer.

2. „Z. geht zu Besuch bei Onkel und Tante, die Z. besonders gerne haben. Ein Dienstmädchen öffnet die Türe — das Dienstmädchen hat gerade solche Augen und Haare wie T., die ältere Schwester."

Deutung: Ausdruck des Konflikts zwischen Z. und T. in der Beziehung zu anderen Menschen. Wunscherfüllung.

Z. wähnt im Traume, daß Onkel und Tante sie besonders gerne haben; in Wirklichkeit bekommt T. meist den Vorzug vor Z. Für diese Kürzung rächt sich Z. wiederum durch Entwertung an T.: sie macht sie zu einem Dienstmädchen, läßt sich durch sie bedienen.

3. „Die Mutter nimmt Z. auf den Arm, sie muß eine Maus auf einem Schrank packen, diese kratzt Z., so daß sie Gänsehaut bekommt."

Deutung: In diesem Traume wird kritisch in die Vergangenheit und Zukunft geschaut; der Traum enthält eine Warnung auf die Mutter und einen Vorschlag zur Korrektur ihrer Einstellung. Seine Bezogenheit auf die Vergangenheit lautet: Es ist doch eine zweifelhafte Sache, „Mutters Stütze, ein braves Kind" zu sein — und „am wenigsten beachtet zu werden". Seine Bezogenheit auf die Zukunft lautet: Auf Mutters Arm kann sie die Schwierigkeiten überwinden, auch wenn der Anfang noch unangenehm und schwer ist.

Die Mutter, eine lebhafte Träumerin (gänzlich unkundig der modernen Traumdeutung im Dienste von Psychotherapeuten, Neurosenbehandlung), erzählte den Kindern oft beim Frühstück den einen oder anderen Traum. Ich bat Z., mir einige der Träume, deren sie sich erinnerte, zu erzählen. Von den vielen Träumen fiel ihr aber nur ein einziger ein: „Die Mutter macht mit den Kindern einen Ausflug, erst wandern sie, dann gehen sie auf ein Schiff. Das Schiff ist im Begriff, vom Ufer abzufahren, die Mutter sieht mit Schrecken, daß sie nur drei Kinder bei sich hat, Z. ist noch am Ufer. In großer Angst stürzt sie zum Ausgang, packt Z. und zieht sie grade noch im letzten Augenblick zu sich aufs Schiff."

Die Erinnerung gerade dieses einen Traumes ist nichts „Zufälliges". Die Mutter ist bewußt-unbewußt mit dem gleichen Problem beschäftigt wie ihr Kind.

Deutung: Wir entnehmen aus dem Traum, daß auch eine objektive Berechtigung für das Gefühl der Gekürztheit, Vernachlässigung unser Z. besteht. Der Traum enthält die Warnung, über den drei anderen Kindern Z. nicht zu vergessen, ihr bei den bestehenden Schwierigkeiten (bei Übergang von Festland—Wasser) die nötige Hilfe und Beachtung zu geben und die Lösung: Aufhebung des Minderwertigkeitsgefühls, der Isolierung.

II.

Bei zwei weiteren Fällen, wo auch Erbrechen das Hauptsymptom war, will ich nur kurz auf die Konfliktlage hindeuten.

E., die ehrgeizige Linkshändige.

E. sieben Jahre, ihr Schwesterchen zwei Jahre alt. Letztere war ein ausgesprochen zurückgebliebenes Kind. E. selbst kräftig, hübsch, aufgeweckt, intelligent, abgesehen von nachstehenden Beschwerden, lieb und gut zu leiten.

Beschwerden: Macht langsam beim Aufstehen, bringt das Frühstück kaum herunter, kommt als Folge zu spät auf die Schule, muß noch zu Hause oder auf dem Wege zur Schule übergeben; schreibt schlecht, was ihr im Wege steht, zu den Besten in der Klasse zu gehören, ist bisweilen verdrießlich und mürrisch.

Bei Beginn der Behandlung meinte die Mutter, sie hätte darum wenig Hoffnung auf Erfolg, weil der Kleinen alles, was man in bezug auf diese Beschwerden an Tadel, Vorstellungen mache, ganz gleichgültig sei; die Ohren hörten nicht, die Augen guckten herum, Beine und Hände zappelten. Schon bei flüchtiger Bekanntschaft erwies sich gerade diese Beurteilung als Irrtum: die Gleichgültigkeit war Schein, Maske, Schutz für eine stark ausgeprägte Empfindsamkeit und Ehrsucht. Sie war meist die Erste und am ersten — ertrug es daher besonders schwer, dies nicht immer und überall zu sein.

In individualpsychologischer Arbeit wurde aufgedeckt:

1. Eifersucht auf die kleine Schwester;
2. Linkshändigkeit.

Beides war den Eltern und letzteres auch der Schule entgangen. Obschon die Eltern und Ärzte dem ausgesprochen zurückgebliebenen Schwesterchen von Beginn an besondere Sorgfalt und Pflege zuteil hatten werden lassen, fühlte E. sich erst ernstlich bedroht, als die Pflege und Sorge zu gutem, sichtbarem Erfolge führten: jedes Wort, jeder Schritt, jede Äußerung der Jüngsten wurde aufgemerkt,

bewundert, gepriesen, und so wurde das Schwesterchen — ehedem ein Sorgenkind — ein wirklicher, ernsthafter Konkurrent.

Mit dem Schreiben hatte E. sich wohl sehr eingespannt, aber trotzdem gelang es gar nicht, den Forderungen zu genügen; sie bekam schlechte Noten. Da sie sonst leicht zu Erfolgen kam und diesbezüglich recht verwöhnt war, ertrug sie diese Niederlage nicht, besonders auch darum nicht, weil sie gar nicht recht verstand, woran es eigentlich lag. Das entmutigte sie; sie war aber viel zu ehrsüchtig und zu stolz und wollte sich selbst und die anderen über die Niederlage hinwegtäuschen. Wir kennen den Kunstgriff: das „ich kann nicht" wird mit dem „ich will nicht" vertauscht und Gleichgültigkeit wird vorgetäuscht. Dieser Betrug gelang leicht, weil die streberischen Eltern übergroße Erwartungen auf das Kind setzten und nicht verstehen konnten, wie ein so intelligentes Kind nicht zu den Ersten auf der Schule gehöre. Es war natürlich auch in diesem Falle nicht nur bei der Entmutigung im Schreiben geblieben — aber der Rückzug setzte bis auf das Lesen langsam auf der ganzen Front ein.

Das Symptom wurde gebraucht als Sicherung, Aufschub, Entschuldigung, Erhöhung des Persönlichkeitsgefühls.

Es war leicht, der intelligenten Kleinen diese Zusammenhänge klarzumachen und ihr Mut und Ausdauer zum Training, Überwindung der Schwierigkeiten zu geben (leichter, als die Eltern entsprechend zu orientieren). Schon nach der ersten Besprechung blieb das Erbrechen fort und trat nur viele Wochen später noch einmal in Aktion: als Protest und Anpassungsschwierigkeit an das „zu Hause" — anläßlich der Rückkehr aus den Ferien bei Tante und Onkel, die kinderlos sind und E. vergötterten und verwöhnten.

Das Training war: Üben der rechten Hand, zunächst ausschließlich in Spielen, es folgten Übungen und Spiele, die auf eine Beherrschung des Körpers im allgemeinen zielten. Bei dieser Vorbereitung gewann das Kind nicht nur eine gewisse Geschicklichkeit, sondern auch den Mut und das Vertrauen, um sich nunmehr auch mit Erfolg dem Zeichnen und Schreiben zuzuwenden. Dauer der Behandlung, inklusive Training und Kontrollzeit zwei Monate. Seit der Behandlung ist ein halbes Jahr verflossen, E. hält sich gut, gehört wieder zu den besten Schülerinnen und hat auch im Schreiben eine gute Note bekommen.

III.

Z., siebenjähriges Mädchen, verwöhntes Kind.

Einziges Kind, verwöhnt, altklug, enfant terrible. Mittelpunkt, kritisiert die Eltern, belustigt die Eltern und plagt die Eltern. Als sie vom Kinderheim, Spiel- und Arbeitsmittagen hörte, meinte sie zum Vater: „Na, das wird dich auch ein schönes Geld kosten, Alter." Der Mutter wirft sie vor: „Bei uns oben beklagst du dich über die anspruchsvollen, unentschiedenen indischen Kunden — unten im Geschäft aber ziehst du ein freundliches Gesicht und sagst mit süßer Stimme: „Bitte schön, gnädige Frau, gnädiges Fräulein."

Auf die Frage, was sie werden wolle, antwortet sie: „Nichts, mit elf Jahren sterben." Auf die Frage, ob sie guten Appetit habe: „Süße Speisen esse ich wohl, aber Brotspeisen esse ich nicht." Alle Spielsachen sind kaputt, sie hat 21 Röckchen, meint, die Köchin sei kein „Mensch", läßt sich von dem jungen Laufmädchen des Geschäftes unterhalten und all ihre Launen erfüllen.

Symptome: Erbrechen, Bauchweh, Angstzustände, will nicht aus der Familie und am liebsten überhaupt nicht aus dem Hause. Abmagerung. Ärztliche Untersuchung negativ. Kurz vor Übergang vom ersten in das zweite Schuljahr mußte sie von der Schule wegbleiben.

Es handelt sich um eine schlechte Vorbereitung aufs Leben: Schule, Kameradschaft, Mitspielen und Mitarbeiten, kümmerliches Gemeinschaftsgefühl, Mittelpunkt

im Negativen. Die Behandlung bestand in der Erziehung der Eltern und im Training des Kindes. Erschwerter Umstand ist, daß der Vater an Abstandsfurcht mit Begleiterscheinungen leidet, wohl manch anderes probiert hat — zur Individualpsychologie für sich selbst aber den Mut nicht erbringt. Die Kleine macht aber gute Fortschritte, ist wieder auf der Schule und in die zweite Klasse übergegangen.

IV.

Ph., achtjähriger Junge; der „Unbegabte".

Schwierigkeiten: Leistete in der Schule sehr Mittelmäßiges, versagte im Rechnen vollständig, so daß Gefahr für Sitzenbleiben bestand. Er ist unruhig, ununterbrochen in Bewegung, kann sich nicht konzentrieren, stört die anderen. Ist der Lauteste auf der Straße, beim Spiel — obwohl der Jüngste und Kleinste — Anführer; zankt sich mit der einzigen um zwei Jahre älteren Schwester, die ihn ihrerseits schulmeistert.

Milieu.

Vater: Chauffeur, spielt die zweite Rolle, stellt etwas zu wenig Ansprüche und Anforderungen an sich und die anderen.

Mutter: Hauptperson, war erst Lehrerin für die unteren Klassen, dann Kinderfräulein in Professorsfamilie, wo ihr die teilweise Erziehung von drei recht wilden, gesunden Jungens mitanvertraut war und recht gut gelang. Durch energisches Auftreten und Festhalten wußte sie sich ein gutes Stück Autorität zu verschaffen. Sie wird von der Professorsfrau aber als übertrieben ehrgeizig bezeichnet, wollte immer gerne „höher" hinauf. Da sie aber doch lieber einen Mann, als keinen Mann haben wollte, heiratete sie nach längerem vergeblichen Warten auf den „Richtigen" — einen Mann — eigentlich „unter ihrem Stande".

Schwester: Zehn Jahre alt, gesundes Kind, normale Entwicklung. Wollte von Beginn an, so wie die Mutter und zwei unverheiratete Tanten, Lehrerin werden. Auf der Schule war sie sehr gut, glänzte im Rechnen, so daß die Lehrerin ihr einmal sagte: „Im Rechnen wirst du ja noch ein Genie."

Ph.: Bei Geburt zartes Kind, konnte nur mit Mühe großgebracht werden; Magen- und Darmbeschwerden, nervöser Charakter. Er war aber ein sehr schönes Kind und wurde doppelt verwöhnt. So war die Mutter geschmeichelt und guter Erwartung einerseits, enttäuscht und unzufrieden anderseits. Sie machte sich selbst und anderen das Kind zum Problem, verstand es immer, die eine oder andere Professoren- oder Doktorenfamilie für den Jungen zu interessieren, tat immer „alles", ohne aus den Sorgen und Bemühungen mit dem Kind je herauszukommen. Für die schlechten Leistungen auf der Schule und eventuellen Folgen suchte sie Trost in dem Hinweis, daß er von jeher ein kränkliches Kind war und in dem Glauben an seine angeborene Unbegabtheit und Dummheit im Rechnen. Äußerlich wurden Schwester und Bruder sorgfältig herausgeputzt, so daß speziell der Junge gar nicht wie ein Arbeiterkind aussah.

Einerseits der Umstand, daß die Schwester im Rechnen als kleines Genie, der Bruder als „Idiot" bewertet wurde, anderseits, daß zwischen Bruder und Schwester dasselbe Kräfteverhältnis bestand wie zwischen Mutter und Vater: Vater und Bruder spielen die zweite Rolle — dürfte auch den Nichtindividualpsychologen in diesem Falle betreff des Problems: Begabung kritisch stimmen. Und mit Recht: nach 14tägiger, allerdings täglich mehrstündiger Zusammenarbeit, Aufklärung, Mut machen, Training im Spiel und Ernst holte er eine 10 im Rechnen (höchste Note) und während der zwei Monate gemeinsamen Arbeitens ist er nie unter 7 gekommen, hielt sich also gut über der Mitte und konnte in die dritte Klasse übergehen.

Da die Mutter nicht gleich gute Fortschritte wie das Kind machte, blieb die Befürchtung, daß die Mutter zu gelegener Zeit wieder etwas anderes „zum Problem" machen würde.

V.

G., 21 Jahre alt, ein Jugendlicher, wegen Diebstahls zu Gefängnisstrafe bedingt verurteilt.

Stand unter gesetzlicher Aufsicht von „Pro Juventute", wovon er schon früher ein Schützling war. Er wurde mir als „Kleptomane" in Beurteilung und Behandlung gegeben. Bei den Diebstählen handelte es sich um Geld in kleinen und größeren Beträgen, das er von seinen Eltern und einer Tante, die mit im Hause wohnte, entwendete. Einmal nahm er auch bei Bekannten aus einem Portefeuille 900 Gulden, sein größter Diebstahl. Er entwendete aber auch Sachen, wie z. B. eine Uhr, Kaninchenfelle, ein Necessaire, dann Werkzeuge und Installationsartikel von seinen Dienstherren. So fand man während seiner letzten Anstellung in seinem Koffer: 1 elektrisches Bügeleisen, 3 Wärmeapparate, einige Rollen Draht, 20 kleine Lampen, 13 Feilen, Schrauben und allerlei Kleinigkeiten. Das Geld versteckte und vergrub er meist im elterlichen Garten, wo es gefunden wurde. Er führte ein unstetes Leben, hatte keine Basis, war wohl Lehrjunge bei einem Elektriker gewesen, aber vor Beendung der Lehrzeit in Stellung gekommen; war dann da und dort und auch wiederum arbeitslos. Entlassungsgründe waren jeweils: Einschränkung des Betriebes wegen Sparmaßnahmen, zu langsames Arbeiten, ungenügende Fachkenntnisse, unverträglich im häuslichen Verkehr, unzuverläßlich und unehrlich. Im Vordergrund standen aber doch Langsamkeit und ungenügende Fachkenntnisse. Zu Diebstählen kam es meist erst, nachdem er Tadel, Androhung der Entlassung, Streit hatte, letzteres meist nicht mit dem Patron selbst, aber dessen Frau oder Hausgenossen, die ihn zu allerlei nicht beruflichen Arbeiten heranziehen wollten. Die Rapporte aus den verschiedenen Kosthäusern lauten widersprechend, so wird über ihn geschrieben: „ungehorsam, frech, launenhaft, unzuverläßlich, auf Naschereien aus, besucht Kinos, raucht viel Zigaretten, unverträglich, grob", aber auch wieder: „ein netter Junge, willig, sehr häuslich gesinnt, er tut sein Bestes, muß aber noch lernen, schneller zu arbeiten".

Bei Erscheinungen der Verwahrlosung weist die Individualpsychologie immer wieder auf die Zusammenhänge: schlechte Vorbereitung, ungenügende Leistungen auf der Schule, Mißerfolge, Entmutigung, Verwahrlosung; auf die Tatsache, daß die Kinder verwahrlosen, weil sie vor ihren Aufgaben, die zu lösen sie sich nicht mehr zugetrauen, Reißaus nehmen.

Großgebracht in einem ungeeigneten Milieu (auch der Vater hatte Gefängnisstrafe wegen Diebstahls bekommen), bei ganz ungeeigneter Erziehung, in der Geschwisterreihe der Zweite, kam er, schlecht vorbereitet, verwöhnt und gekürzt zugleich, auf die Schule, und diese verstand es nicht, die Entwicklung zum Guten zu wenden. Er war ein schlechter Schüler, suchte im Negativen sich Ansehen zu verschaffen und erreichte dies Ziel auf billige Weise dadurch, daß er sich zum Spielball der anderen machte, sie in „Stimmung" brachte, den Lehrer übertölpelte, durch List zu Überlegenheit kam. Wir finden in seinen selbst aufgezeichneten Jugenderinnerungen volle Bereitschaft und zweckdienliche Vorbereitung für das Stehlen; so lesen wir:

„Als ich auf der Schule war, war ich immer der Spielball der anderen Knaben, um den Lehrer zu plagen und auf der Straße Spässe anzuführen. Den Lehrer zu plagen bestand darin, mit Papierkügelchen und Griffelstücken herumzuwerfen oder mit den Knaben, welche neben mir saßen, absichtlich Streit zu suchen oder die Schiefertafel kaputt zu schlagen oder die Aufgaben auszuwischen, damit sie dann nochmals von vorne anfangen mußten. Wenn der Lehrer noch nicht da war beim Anfang des Unterrichts, dann sprangen wir über alle Bänke oder zerbrachen dem Lehrer seinen Tatzenstock. Aber wenn so etwas geschehen sollte, dann mußte ich immer zuerst anfangen, und der Lehrer sagte dann stets: ‚Oh, G. hat wieder was ausgeführt, wenn der nicht hier wäre, hätten wir Ruhe.' Die Knaben sagten auch immer, wenn ich einmal nicht da sei, hätten sie gar keinen Spaß. Auch blieb

ich in der Mobilisation öfters von der Schule weg und ging mit noch einem Knaben meiner Klasse nach den Dünen zu den Soldaten. Da bekamen wir dann, wenn die des Mittags ausruhten und zu essen anfingen, Brot und Kaffee von ihnen, wenn sie es übrig hatten, und wenn ich dann des Abends heimkam, gegen 4 Uhr, und Mutter frug mich, warum ich am Mittag nicht zum Essen heimgekommen war, dann sagte ich, daß ich in der Volksküche von der Schule gegessen und danach bei der Schule gespielt hätte. Das glaubte meine Mutter gern, denn es kam wohl öfters vor, daß ich dahin ging zum Essen und dann heimging oder auch, daß ich wegblieb. Auch war es auf der Schule meine Gewohnheit, wenn ich eine schwere Aufgabe hatte, bei den anderen Kameraden abzuschauen, manchmal frug ich sie auch, ob ich das dürfe, und wenn sie dann nein sagten, versprach ich ihnen einen Griffel oder Bleistift oder was zum Naschen, und dann durfte ich wohl abgucken. Später kam ich auf einen Musikverein, da war ich auch immer Nummer eins, mit Lumpereien auszuführen. Wenn wir Probe hatten, frug ich den Mann, bei dem wir Stunden hatten, um Wasser zum Trinken. Wenn ich es dann bekommen hatte, kamen all die Jungens zu mir, um auch etwas zu erobern. Hatte ich ihnen davon gegeben, fing ich mit ihnen ein Geschwätz an und goß inzwischen aus der Wasserflasche etwas Wasser in den Sack von einem der Jungen; danach frug ich ihn um eine Zigarette, dann griff er in seine Tasche und bemerkte, daß die Zigaretten naß waren. Auch geschah es öfters, daß ich die Zigaretten zum Spaß aus seinem Sack nahm, und wenn ich ihn dann um eine frug, fehlten sie natürlich darin, und dann empfing ich die nötigen Ohrfeigen, aber meistens im Spaß. Aber es wurde zuletzt so schlimm, daß, wenn ich um Wasser frug, ich keines mehr bekam, dann sagte der gute Mann: ‚Oh, G. muß sicher wieder Wasser haben, um es in die Säcke zu gießen.' Aber wenn die Kameraden dann am Trinken waren und der Lehrer nicht aufmerksam war, dann befand sich die Wasserflasche wieder in meinen Händen und wanderte es wieder in die Säcke meiner Kameraden. Manchmal probierten sie es auch bei mir, aber damit hatten sie niemals Glück, denn da habe ich immer gut aufgepaßt. An diesem Musikverein hörte auch ein Kindertheaterverein, und wurde wohl manchmal eine Aufführung gegeben. Ich durfte auch mal mitspielen, und dann kam es wohl mal vor, daß ich und meine Kameraden mit den Mädchen, die auch mitspielten, was Spaß machten und mit ihnen spielten, wenn niemand dabei war. Des Abends haben wir uns dann wohl mal mit den Mädchen getroffen und gingen dann zusammen spazieren oder standen irgendwo in der Nähe bei uns zu schwätzen, und wenn es dann ein bißchen spät geworden und ich noch nicht daheim war, kam meine Mutter mich immer mit dem Teppichklopfer, verborgen unter der Schürze, holen. Dann sagte mein Kamerad zu mir: ‚G., da kommt deine Mutter an', und dann machte ich mich schleunigst aus dem Staub und rannte heim. Und kam Mutter dann auch nach Hause, frug sie mich, woher ich käme, und dann sagte ich, daß ich schon lang daheim war. Aber meine Mutter wußte dies besser und sagte, daß ich am nächsten Tag, wenn ich aus der Schule komme, nicht mehr aus der Tür raus käme. Den andern Tag blieb ich dann nach der Schule draußen und ging gar nicht heim. Aber meine Mutter kam mich oftmals von der Schule abholen, und dann mußte ich ins Bett wandern, und lag ich dann im Bett, kam meine Mutter des öfteren schauen, ob ich noch darin war. Aber später kleidete ich mich schnell an, machte das Fenster vom Schlafzimmer vorsichtig auf und kletterte so hinaus, und dann war ich doch wieder draußen. Denn war ich nicht da, sagten meine Kameraden immer, daß sie auch nichts daran hätten, und gingen sie des Abends auch früh heim, denn sie sagten zueinander: ‚Wenn G. nicht bei uns ist, haben wir keinen Spaß und langweilen uns nur'."

Aus den Diebstählen zog er keinen materiellen Vorteil, er machte sich und andern glauben, daß es sich um einen „Zwang" handelte, der plötzlich über ihn kam, und daß er dann einfach nehmen „müsse", was da war.

Bei dieser irrigen Auffassung mußte die Behandlung einsetzen. Es wurde ihm klargemacht, daß es sich um einen selbstgemachten Zwang handelte, daß eine wirkliche Nötigung und Verpflichtung dafür nicht bestand. Hinter dem „Zwang" waren versteckt: Zweifel, auf gutem Wege ein Ziel zu erreichen, Gefühl der Erniedrigung, sich im Guten dem Willen eines anderen zu fügen. Racheakt, Protest und Gegenzwang auf den Zwang des Lebens, Befriedigung des Ehrgeizes, Spielen der Rolle des Überlegenen auf Nebenlinien, vor allem aber eine tiefgreifende Entmutigung, die, wie so oft bei Verwahrlosten, sich in Gleichgültigkeit, Stumpfheit äußerte.

In fruchtbarster Zusammenarbeit mit Pro Juventute ist folgendes Resultat aufzuzeigen:

Seit eineinhalb Jahren ist er nicht mehr rückfällig geworden; er hatte sich selbst an die Arbeit gesetzt, wurde aber wegen Einschränkung des Betriebes wieder entlassen. Auch während der langen Monate von Arbeitslosigkeit hat er sich gut gehalten. Er bekam von privater Seite den einen oder anderen Arbeitsauftrag, ging dabei in einigen Häusern frei ein und aus, ohne daß etwas auf Schloß und Riegel gesetzt wurde. Bezüglich des Betragens sind keinerlei Klagen eingegangen. Angesichts der großen Gefahren noch längerer Arbeitslosigkeit und des Umstandes, daß er sich so gut gehalten hat, wird nun auch sein alter Lieblingswunsch erfüllt: es sind Mittel und Wege gefunden, um ihn zum Chauffeur aufzuleiten. Er arbeitet und lernt mit Freude und Eifer. Eine feste Basis, ein sicheres Können ist wohl auch eine der wichtigsten Voraussetzungen für ein geregeltes Leben.

Die ganze individualpsychologische Arbeit geschah am bewußten Material, da nur ein einziger Traum zu erhalten war. Nachdem ihm der Glaube an seinen Zwang genommen war, träumte er:

„Ich bin in der Strafanstalt, sitze in einer großen Zelle, in die ich wegen Diebstahls gekommen bin. Frau und Kinder habe ich unversorgt zurücklassen müssen." Der Traum braucht wohl keiner Deutung; er ist aufzufassen als Warnung, Realisieren der Folgen in naher und ferner Zukunft, Einsicht und Voraussicht. So besteht denn auch gute Hoffnung, daß er sich noch weiter gut halten wird, so daß ihm die bedingt auferlegte Strafe erlassen bleibt.

* * *

Ein jeder, der mit der Individualpsychologie bekannt geworden ist, aber besonders derjenige, der sowohl mit Kindern als Erwachsenen-Neurotikern gearbeitet hat, wird nicht nur von dem großen Wert der Individualpsychologie für Erziehung, Fürsorge, Strafrecht, Neurosenbehandlung überzeugt sein, sondern wird besonders durchdrungen sein von der Notwendigkeit der frühzeitigen Erfassung der Kinder, von der Notwendigkeit der Errichtung von Erziehungsberatungsstellen zu diesem Zwecke und der Unterbringung in individualpsychologisch geführten Kinderheimen.

Verhüten ist fruchtbarer und leichter als heilen.

The Family Aksakoff

By MAY JACOBS (Boston, Mass., U. S. A.)

Three small volumes, written in Russia between seventy and eighty years ago, but translated for the first time into English only within the last five years, offer biographical material of quite extraordinary interest to the reader who is fortunate enough to understand the perspective that is made clear by Individual Psychology. These are the work of Serghei Aksakoff: Years of childhood; a russian

schoolboy; a russian gentleman[1]). The first two volumes (first in the order here given, though not in that of original publication) consist in largest part of the writer's own recollections, while the third records events which he could know only by hearsay of the lives of his parents and grandparents. The whole presents therefore biographical stuff of the most intimate sort covering a span of three generations whose lives the impress of patriarchal relationship.

The Aksakoffs claimed descent from a long line of nobility, and pride in this heritage was instinct in Stepan Mihailovitch, paternal grandfather of the boy Seryozha (our author). The man owned a considerable estate of land and serfs; he had a wife, four daughters, and a single son — Alexyei Stepanitch. Stepan Mihailovitch was a strict and thrifty master of his lands; "justice" and "benevolence" he exercised quite in accord with his tyrannical will and power, but, once enraged, the merciless hand of his despotism appeared ungloved. Let him wake in good humor, and the grateful news spread through the ranks of his subordinates; but let him be kept waiting a moment for his dinner — at whatever hour he might by chance appear — and a tempest ensued. Learning once of a flagrant deception and violation of his will that had been committed by his wife and daughters, he resorted not only to blows, but dragged his wife about by the hair until her head was so injured that she did not recover for a year.

That rebellion smouldered, that obedience was frequently a matter of appearance alone, does not surprise us. The objects of such rule must rescue their sense of individual right and power by such means as remain relatively safe.

In this environment the only son, Alexyei, grew up. At sixteen his father sent him into the army. A soft and uncertain lad he must have been. And there, unjustly, he was subjected to so terrible a flogging that his father obtained his dismissal and transferred him to the civil service. At twenty-six the young man was performing his duties in the town of Ufa, when suddenly he fell in love.

The object of his quivering passion was a reigning beauty, Sofya Nikolayevna by name. Eldest child of Nicolai Zubin, a man of political position but of no family standing, she had been the darling of both father and mother until the latter died, leaving Sonitchka a girl of twelve, and two younger boys. The father soon remarried, the stepmother conceived a ferocious jealousy of Sonitchka, and did not rest until she had so poisoned the father against her that she was able to reduce this stepdaughter to the rank of servant in the house. The story runs that the girl, in despair, was contemplating suicide, when, in a passion of prayer, she became convinced that the Mary of the ikon to which she prayed, had wrought a miracle as sign of her mercy — and so the girl lived on. The stepmother died not long after, and through the intercession of a friend the daughter was restored to her father's affection, and raised to the position of mistress in the family.

Reading between the lines one must realize that earlier influences had prepared her to maintain in considerable measure the needful balance — however excessive her emotional reactions might otherwise be — so that she could not entirely succumb under the stress of her years of humiliation. Now that she found herself in a position of power, she ruled well and devoetedly — but none the less she emphatically ruled.

Especially in her rôle of social mistress of the house. She was, for the times and her situation, well-read and intelligent, she was beautiful and full of charm, she was admired — but held herself somehow, as on a pedestal, aloof. Then our young man from the country fell desperately and blushingly in love. Some relative of his acted as intermediary to broach his suit to the lady. He meanwhile went home to obtain consent from his parents. But Stepan Mihailovitch, proud of his name, flew into a rage at the idea of alliance with a family of no pedigree; and

[1]) Oxford University Press.

Alexyei fell into a fever. On recovering, his despair seemed so far ameliorated that he was able to return to Ufa apparently safe and sane. Then the storm of his desire broke forth once more, he wrote a melodramatic threat of suicide to this parents, there was another tempest between the latter, and Stepan Mihailovitch retired exhausted to his bed. Next day secretly at dawn he sent a messenger to his son conveying permission from himself and his wife — though the latter still remained unaware of his decision.

Sofya Nikolayevna decided the matter practically for herself. Her father was hopelessly ill, she and the younger children must become all but beggars at his death, perhaps her other admirers hesitated before such a situation and the insignificance of her family too; at any rate, she accepted her utterly adoring suitor. But immediatly she grew bored and impatient at his speechless inability to play a manlier rôle. Humiliated that her husband should be so g a u c h e and lacking in s a v o i r f a i r e, she in turn humiliated him by her disapproval — then begged forgiveness wih tears and emotional fervor. That she found his home and family intolable is not strange; nor yet that his sisters were jealous and detested her. She, this elegant young lady without money or name, should be mistress over them with her citified whims and airs!

Interesting though is the fact that she and her father-inlaw became from the very outset friends. Both knew how to rule. She was keen, and became at once aware of the advantage if she could win this man; he appreciated her — with the appreciation, it would seem, that a person, tyrant in his own household, frequently displays for a similarly dominating individuality with which he stands in no danger of practical rivalry, and which mooeover he can make use of — consciously or unconsciously — to confirm his depreciation of those whom he holds enslaved about him. On this point the author's observations are perhaps rather less explicit than in other parts of his story. He himself could of course know all this preliminary history only by hearsay, complemented by his own later experience and deductions. Certain it is at least that the old man was pleased by the devoted attention shown him by his distinguished daughter-in-law, and for a time she carried with him the day. Then gradually he woke to danger: she treated her husband with no show of due submission and respect, and her seeming affection for the latter had too vivid coloring of emotion to please the father-in law. He reproved her, and she was keen enough to express gratitude for his admonition and acceptance of his will.

But now the young couple returned to town, and all the hysterical characteristics of the bride broke loose — her extreme sensitiveness to the opinion of others, her helpless bewilderment in face of problems that threatened her prestige, her limitless expectation of attention, her jealous reproaches when her weary husband found satisfaction in the company of other women, her hypochondriacal fears during the pregnancy that ensued. And when the child proved to be "only a girl" and consequently a mere nonentity to the grandfathers — especially to Stepan Mihailovitch, whose pride had been set upon a boy who should carry on his name and dignity — then Sofya Nikolayevna took matters into her own hands with a passionate devotion that revealed the full inbalance of her nature. The story goes so far as to record that when the infant nursed too long at the breast of the foster-mother, Sofya Nikolayevna seized it, still unsatisfied, in order to give herself he exultation of rocking it to sleep in her own arms.

It was a sickly habe; it was nursed and tended and doctored to excess, and soon it died. Thereupon followed days of unconsciousness for the mother, then once more recourse to the miracleworking ikon, that was brought to Sofya Nikolayevna's bedside at her command. She recovered, became again pregnant, passed the months under ceaseless care of physicians, and this time, with theatrical triumph, produced a son. This child, Serghei, was to become our author.

Already as a small child he recalls himself as the object of his mother's adoration. He was a wonder-child. He was tended and guarded, made the center of her devotoin, wept over in hysteria of forgiveness and self-reproach, until one might despair of his future. But at the outset of marriage the boy's father seems to have learned quickly that this only salvation lay in the direction of avoiding, so far as possible, open conflict with his wife, and of devoting himself silently to the tasks that were his. He was not accustomed to the vagaries of neurotic self-indulgence, he attributed his wife's miseries to imagination, and himself followed the example of activity that he had known in his boyhood home. Quite likely he had his mother more or less unconsciously in mind, perhaps some almost stoical reaction that she used to show to the outbursts of his father. At all events the later record of the death of his parents makes it practically certain that the affection he felt for his mother was far deeper and more intimate than that for his father. But for all that, the father too had been a man of action; his frightful outbursts had not served as excuse for withdrawing from his duties as master of his estate.

So, fortunately, Alexyei Stepanitch had something of selfcontrol with which to help his little son; and the child was still very young when he began to feel in some instinctive way a certain injustice and unkindness in his mother's reproaches and demands upon his father, a certain something of strength and balance in the father's silent but kindly and self-denying submission to such demands. For Alexyei Stepanitch himself had witnessed too many "scenes" between his parents to care to repeat such experiences.

But the father had something else to give the boy. This was a love and knowledge of nature that was to become of vital significance through all his future life: knowledge of all that goes with farming, love of trees and water and land, and a passion for fishing and various forms of hunting. But the lad's mother scarcely deigned to glance at his fish; she found them repulsive things. She loathed the country, despised all that pertained to the life of her husband's family, longed always for the society of town. On the other hand she encouraged Seryozha to read and write, and read poetry and tales with him herself, indulging in all her temperamental extremes. And so on the isolated farm of his grandfather, where they had gone to live, the child grew up under conflicting and yet, most happily for him, mutually complementary influences.

Besides, he felt an ardent affection for the little sister, younger than himself by some two years. She was a less emotional child than he, probably for the reason that she was not subjected to any special attention from Sofy Nikolayevna. The latter left her largely to her nurse; and Seryozha, having no ground for jealousy, troubled rather indeed by a feeling that she was even neglected by their mother, made her his constant companion and confidante, tried to teach her to read and write almost before he knew how himself, with her the wonders of his fish and stones and fairy-tales.

Over these tales he wrought himself to a pitch of excitement that already boded ill, over such pleasures as fishing he could reach a climax that was far from wholesome, while his imagination lashed such an experience as the death of his grandfather into hysterical terror.

The boy read precociously, he was observant and sensitive to what went on about him. Under the guidance of his father and a trusted servant his interest in creatures of the woods and streams increased to a sportsman's knowledge and planful zeal. But disciplined study did not enter into the life of his early years. Then, when he was eight years old, he was taken by his parents on a visit to a small town where there chanced to be a grammar-school for boys. A friend of the family, seeing the disastrous outlook for the lad unless he were weaned from the emotional coddling of his mother, advised that he be placed in this school. The

boy wept and entreated, and his mother wept too. They returned to their home in the country, Seryozha to his old pursuits of pleasure. Not until nearly a year later did he begin to realize that his escape had been but temporary, that now at last he was destined to be sent away to school. Hysterical scenes ensued; but the mother in her doting was torn by ambition for her darling — he must become the educated gentleman of her dreams.

.They returned to the town to place him in school. Once entered, he was dressed in uniform like the other boys, and at the close of his first day in the institution brought down to the reception-room where his parents were waiting to greet him. His father met him with a laugh at the transformation in his appearance. "But my mother, who had failed to recognize me at the first moment, threw up her hands, cried out, and fell fainting to the floor. I cried out wildly and fell at her feet."

Nerve-wracking orgies of emotion continued. In the attempt to accomplish a final parting, Sofya Nikolayevna left the town without warning Seryozha of her intention, only to return as unexpectelly to renew the agonies. Small wonder then, when she was actually gone at last, that the boy succumbed. The lessons he could do, with zealous satisfaction indeed when he found himself under a master whose sympathies and interests led him to make a favorite of the boy; but rules and regime, the position of being only one among many of his kind, these he could not understand. Fits of uncontrolled weeping led on to moments of unconsciousness, slight convulsive attacks, and finally to seizures so violent that they were diagnosed aspileptical.

"Like everyone else, I believed at the time that no cause could be assigned for the coming-on of these fits; but now I am convinced of the contrary: they were always produced by some recollection of that past life, which presented itself to me in a moment, with all the liveliness and clearness of dreams at night. Sometimes I reached these manifestations consciously and gradually, by plunging into the inexhaustible treasury of recollection, but at other times they visited me without any wish or thought of mine. When I was thinking of something quite different, even when I was entirely taken up by my lessons, suddenly the sound of someone's voice, probably like some voice I had heard before, or a patch of sunlight on wall or window, such as had once before thrown light in just the same way upon objects dear and familiar, or a fly buzzing and beating against the panes, as I had often watched them do when I was a child-such sights and sounds, instantly and for one instant, though no consciousness could detect the process, recalled the forgotten past and gave a shock to my overstrung nerves. In some cases, however, the explanation was clear at once. Thus I was saying a lesson one day, when suddenly a pigeon perched on the window-sill and began to turn round and coo; at once I thought of my pet pigeons at home, and the oppression on my chest came on immediatelly and was followed by a fit. These instances are, I think, sufficient to justify the hypothesis of similar causes in other cases of the kind."

Symptoms so alarming served naturally as sufficient reason for releasing the boy from the hated school for a time. Upon his return to the country, diurnal seizures ceased altogether; in their stead, however, night-terrors developed in great intensity, including facial convulsions and even frothing at he mouth. Neither country air and the customary life at home, nor any specific remedy sufficed, until at length some commonly used panacea was tried — "and in a month the illness had completely disappeared and never returned. I went on bathing all the time and ate just what I pleased."

The boy had long been aware after a fashion of his mother's unfairness towards his father and sister, and had been puzzled by her disdain of all that absorbed him in country life. During this year at home she forbade him to be

present at certain festivals among the peasants of their estate, and again he felt that she was wrong. Then he heard others remark "that my mother was naturally inclined to be discontented with everything; that she disliked everything about country life, and that her bad health was due to this cause; that, because she was not cheerful herself, she wished no one else to be cheerful either. These words made a secret impression on my young mind; —" And so by stealth, with the connivance of others, he attended those first dramatic revels of his life. And with such experience there awoke too within him the desire to enter into fuller contact with the world of human beings about him, to escape from the bonds of his narrow isolation. Gradually at last this "mother's darling" was being weaned.

And so on his return to school, he was readier than before to meet the problems of a more normal and less protected life. Not that he lived quite without special privilege and consideration, not that he entirely conformed to the common regime or had learned to live without feeling the goad to achieve position in the spotlight of prestige, but that at least he was learning to win for himself, to discover a wider basis for comradeship with his fellows, even at last to forget in measure his overweening vanity and expectation of always playing the leading rôle, in the larger interest of more objective pursuit. The theatre and amateur dramatics came to occupy a large place in the following years, but the young man's zest for nature played a part as well; and through both pursuits his ability for friendship grew. That, in his later years, he was able to write such a record as is contained in the books which we have been considering, is in itself sufficient indication of the development that followed.

The three small volumes are, as story, a treat; and from the standpoint of Individual Psychology they are teeming with vivid presentation of the vital things of human life.

Zum Führerproblem

Von Dr. RUDOLF PICK (Wien).

Meine Stellung zum Führerproblem läßt sich kurz und drastisch so ausdrücken: Führer gibt es nicht, und wenn es sie gibt, sollte es sie nicht geben, und wenn es sie geben darf, sollte es sie doch in möglichst geringem Grade geben. Dieser Satz, eine genaue stilistische Nachbildung des Satzes des ersten Skeptikers, Gorgias: „Es gibt nichts, und wenn es etwas gibt, kann man es nicht wissen, und wenn man es wissen kann, kann man es nicht mitteilen", ist natürlich wie dieser mit einer gewissen Einschränkung, „cum grano salis", aufzufassen. In einzelnen Fachgebieten hat derjenige, der sie gründlich und fleißig studiert hat, Anspruch darauf, daß man ihm unbedingt glaube: gerade wir Individualpsychologen, die an große Unterschiede in der ursprünglichen Anlage und Begabung nicht glauben, werden die Möglichkeit abweisen müssen, daß jemand „zwar viel gelernt hat, aber dumm ist". Er ist nur „dumm", abgesehen von seinem Spezialfach.

Aber in einzelnen Fachgebieten, außer drei besonders wichtigen, ist ja das Führerproblem nicht akut. Niemand wird dem Mathematiker von Beruf das Recht absprechen, eine mathematische Frage allein zu entscheiden, wenn sie nicht etwa wie gewisse Folgerungen aus der Relativitätstheorie (z. B. die Endlichkeit der Welt) in philosophisches Gebiet hineinreicht; niemand wird, wenn er kein eingebildeter Affe ist, dem Schuster sagen, wie er für ihn die Schuhe machen soll. Die drei Ausnahmen sind: Politik, Kunst, Weltanschauung — Philosophie. Diese drei Gebiete sind für alle Menschen so wichtig, daß jeder Mensch etwas von ihnen verstehen s o l l, mit wenigen Ausnahmen jeder etwas davon verstehen muß, und

darum auch wirklich versteht: Hier braucht man Führer nicht so notwendig. Anderseits sind diese Gebiete aus so vielen Teilgebieten zusammengesetzt (etwa Politik aus Nationalökonomie, Geographie, Völkerpsychologie, Strategie und anderes mehr), daß niemand „in der Politik“ Fachmann mit voller Autorität sein kann. Drittens sind es diese drei Gebiete, auf denen die persönliche Situation und die persönliche Charakterkonstitution besonders leicht zu Einseitigkeiten führt.

Der zweite Grund zeigt schon ein Hilfsmittel: Ein Volk oder eine Partei ist immer dann am besten geleitet worden, wenn mehrere Politiker, treu verbunden, jeder ein Teilgebiet der Politik als Fachmann verwaltet: England unter Cromwell, die erste Internationale. Aber das Haupthilfsmittel gegen die Gefahr, daß der Führer in Politik, Kunst oder Philosophie irreführt, ist die gründliche Ausbildung aller auf diesen Gebieten — auch in der Kunst, wo zwar nicht jeder schaffen, aber jeder miterleben s o l l; vergl. Heft 3/2 dieser Zeitschrift. Ebenso notwendig ist aber, daß jeder sich bewußt ist, daß man auf diesen Gebieten niemandem trauen darf, sondern immer selbst prüfen soll, am besten fortwährend zwischen Männern, denen man gleich viel traut, wählen soll.

Um nun diese Überzeugung wachzurufen, will ich von einigen scheinbar besonders „geeigneten“, in Wirklichkeit aber für meine Beweisführung besonders geeigneten Führern zeigen, wie wenig sie Führer waren. Am glänzendsten sei die persönliche Genialität in Alexander zutage getreten, sagt Swoboda in seiner griechischen Geschichte in der Göschenschen Sammlung. Beloch, der wohl eine große Autorität ist, sagt, daß Alexander persönlich überhaupt nichts bedeutet habe: Ein so junger Mann könne noch kein Stratege sein, und mitten im Kampfgewühle könne man keine Schlacht leiten. Beide Behauptungen ließen sich vielleicht diskutieren; aber daß Beloch sie ausspricht, beweist, wie wenig wir von dieser glänzendsten Persönlichkeit der Geschichte wissen. Von den angeblichen staatsmännischen Leistungen Alexanders redet man ja wohl überhaupt nicht mehr, für die h a t man ja schon die Täter, Eumenes, Ptolemäos, Antigonos, Seleukos, Kassander und Lysimachos. Ein Stratege k a n n Alexander gewesen sein; aber weil es im Plutarch steht, wird es nicht um vieles wahrscheinlicher. Beloch meint, die Schlachten seien von Antipater und Parmenio geschlagen worden: Wer sich die Dinge sehr genau betrachtet, hat entschieden diesen Eindruck, und die Größe des Mannes muß also durch acht dividiert werden. Dabei bleibt denn für einen nicht mehr sehr viel übrig.

Themistokles gilt den Griechen selbst als ihr größter Staatsmann. Daß er die Schlacht von Salamis gewonnen hat, scheint festzustehen: „nur daß man leider nicht recht genau weiß, worin“ dieses Siegen „eigentlich besteht“. Strategische oder taktische Leitung e i n e r S e e s c h l a c h t im Altertum ist natürlich ausgeschlossen; nie behauptet worden; wie die Korinther derartigen Befehlen außerdem gehorcht hätten, kann man sogar im Herodot nachlesen, der ja aus alkmaeonidischer Parteinahme hier von seinem sonstigen Heroenkult abweicht. Es ist die Vermutung geäußert worden, das große Verdienst des Themistokles habe darin bestanden, daß er in der Volksversammlung durch seine Beredsamkeit und praktische Klugheit das Gesetz durchbrachte, das finanzielle Unterstützungen für die Familien der Athen verlassenden Krieger vorsah: dadurch sei erst die Räumung Athens beim Herannahen der Perser, also der Widerstand gegen dieselben ermöglicht worden. Andere Quellen sagen allerdings, eben dies sei die Leistung des Areopags gewesen. Die gut bezeugte Nachricht, daß Themistokles, im Gegensatz zu späteren Demokraten, mit dem Areopag, der Versammlung aller ehemaligen Präsidenten, zusammengearbeitet habe, könnte sich gerade hierauf beziehen. Dann sähe man, wie ganz anders eine wirklich große staatsmännische Leistung aussieht, als es die Militaristen und Heroenkultler sich denken.

Cäsar ist von Geschichte schreibenden Parteigenossen seiner Zeit und von den Historikern der Kaiserzeit zum Übermenschen hinaufgelobt worden. In der

Neuzeit hat Mommsen, wie ich Erich Marcks in einer Vorlesung sagen hörte, in seiner Cäsargestalt der Sehnsucht des Bürgertums nach einem Erlöser Ausdruck gegeben, die dann von Bismarck erfüllt worden sei. Mommsen hat dann wieder Bernhard Shaw irregeführt; den wirklichen Cäsar, grausam und wirklichkeitsblind, hat Eduard Meyer in seinem Werk über Cäsar und Pompejus dargestellt, wo er, zwar gut konservativ, aber doch für die konstitutionelle Monarchie, Pompejus und Augustus als Vertreter derselben preist. Über Pompejus dürfte nun wieder Mommsen das letzte Wort gesprochen haben: er war als Staatsmann gewiß vollständig bedeutungslos. Augustus hatte wenigstens die Fähigkeit, gute Minister auszuwählen (Maecenas und Agrippa); daß er sich seinen tüchtigsten Minister gleich heiratete, Livia, die ihm auch seine besten Feldherren als Stiefsöhne einbrachte, war ja Geschmackssache. Auch hier ist also das Verdienst durch sechs zu dividieren.

Die Darstellung Cäsars bei Mommsen erinnert mehr an die Träume eines Knaben von seinem Lieblingshelden, als irgendeine in der Politik mögliche Gestalt; das deutsche Bürgertum um 1850, das eben noch für Napoleon geschwärmt hatte, glaubte eben Freiheit und Einigung nur durch einen Halbgott erlangen zu können, und so war „der Wunsch der Vater des Gedankens", daß es Halbgötter gebe. Es hatte seinen guten Grund, wenn das Nobelpreiskomitee Mommsen den Preis für schöne Literatur gab; für die anderen Bände mochte dies als Lob gelten, für den Cäsar-Band gilt es als Tadel.

Im Mittelalter sehen wir eine überragende und zugleich sympathische Gestalt, Gregor VII.; aber auch seine Bedeutung beruht mehr auf der ganz außergewöhnlichen Situation, die ihn den demokratischen und den hierarchisch-theokratischen Gedanken gegen eine Kriegeraristokratie, die noch dazu Europa zersplitterte, verbinden ließ; der Handwerkersohn aus Toskana vertrat also Freiheit, Einigung und Gott zugleich. Da konnte eine gewiß große, aber doch auch nicht im Sinne der Phantastik übermenschliche Persönlichkeit schon als ein ungeheures Bild erscheinen.

In der Neuzeit kämen zunächst Cromwell und Napoleon in Betracht. Der Sieg des Parlaments über den König war aber vor allem das Verdienst der großen Agitatoren Elliot, Hampden und Pym; der Glanz der Regierungszeit des Protektors wurde durch seinen großen Minister Milton und seinen großen Admiral Blake sehr vermehrt. Napoleon wieder dankt das Exzeptionelle des Eindrucks, den er macht, der Zeit, in der er lebte; die erste große Revolution auf dem Festlande Europas traf zusammen mit dem Beginn der kapitalistischen Periode, dem endlichen Abschluß des Verfalles des Deutschen Reiches und dem Beginn der italienischen Nationalbewegung. Bismarcks Leistung wieder ist an sich überschätzt worden; Deutschland war geeinigt, sobald der preußische König, hinter dem die preußische Armee stand, nicht dagegen war. Im Jahre 1848 scheiterte alles nur an der Weigerung des Königs, die Kaiserkrone anzunehmen; wenn ihn damals Bismarck überredet hätte, ob man dies auch als eine weltgeschichtliche Leistung ersten Ranges angesehen hätte? Wie der Hauptinhalt seiner Tätigkeit als Reichskanzler, der Kampf gegen die Sozialdemokratie, scheiterte, auch wie ungeschickt er geführt wurde, kann man in Mehrings Geschichte der deutschen Sozialdemokratie nachlesen.

Am sympathischesten wirken jene Männer, die mehr durch ihren Charakter als durch Intelligenz gewirkt haben, sei es nun die Stärke oder die Reinheit des Charakters. Für den ersten Fall seien Kolumbus und Luther, deren Scharfblick oft sogar bedenklich zu wünschen übrig ließ, für den zweiten Marc Aurel, Huß, Engels und Jaurès genannt. Nur zwei Männer im ganzen Bereich der Entwicklung der Menschheit verbinden intellektuelle und moralische Größe in vollster Harmonie: Kant und Marx. Aber je weniger sie der Menschheit, um so mehr ist das

Schicksal ihnen schuldig geblieben: Kant konnte sein Werk nur schaffen unter Verzicht auf ein nach unserer individualpsychologischen Meinung gleichwertiges Drittel menschlicher Lebensform: Liebe, Ehe und Fortpflanzung; Marx konnte sein Werk nur schaffen, indem er solches Elend auf sich nahm, daß ihm zwei Kinder aus Not starben. Ob es einen Himmel gibt, wissen wir nicht: eine Hölle gibt es sicher, unsere Erde; aber um so besser, denn um so mehr lockende Arbeit steht uns zur Verfügung, um sie, wenn auch jeder einzelne noch so wenig, zu verbessern[1]).

„Ein Liebender des Lebens sein“ *)

Von ADA BEIL (Berlin)

Dieses Wort Nietzsches, das so vollen Klang hat, weil es geboren ist aus der Harmonie einer Empfindung, die das ganze Leben als tragende Qualität uneingeschränkt anerkannt und erlebt hat, scheint uns ein sonderbarer Widerspruch mit der Tatsache, daß dieser selbe Nietzsche, der aus „Heimatlosigkeit und Sehnsucht“ gestaltend, als „Wanderer und Abenteurer“, als „Lebensspieler und Narr“, als „Kranker und Asket“ in seinem Titanentum die Welt zu erschüttern versuchte, da der Feind alles Lebens war, wo es ihm nicht als Aristokratismus, wo es ihm als Pöbel erschien. Wenige wohl fanden so heiße, so brennende Worte, die aus tiefstem Wollen zu befreiender Menschenerlösung stammen ... wie er. Und doch sind seine Gedanken vom „Übermenschen“, den er glaubte nur aus der Auslese der organisch Starken und Rücksichtslosen gewinnen zu können — von den Ergebnissen innerhalb der Entwicklung der modernen Biologie, Soziologie und Individualpsychologie als „fiktive Leitlinie“ erwiesen.

Von unserem Standpunkte interessiert uns in erster Linie die Frage: Ist es möglich, die Widersprüche in Nietzsche irgendwie auf eine einheitliche Linie zurückzuführen? Können wir aus seinem Werk — das widerspruchsvoll in sich ist — dennoch den Sinn dieser Gegensätze als notwendiges Moment seiner Gestaltungsmöglichkeit überhaupt erfassen? Und wie sehen diese Erkenntnisse aus?

Zunächst erscheint uns da die Form der Darstellung bezeichnend. Sie ist auf der einen Seite im großen und ganzen aphorismenhaft, auf der anderen Seite stärker frei von üblicher Zunftterminologie wie bisher in der Geschichte der Philosophie.

Das bahnte ihr — gegen den Willen des Schöpfers — den Weg in die große Masse, die er im tiefsten verachtete — verachten zu müssen glaubte.

Das Aphorismenhafte seiner Darstellung verrät dem Psychologen die innere Unsicherheit eines Suchenden, der neuen Weg nur unklar fühlt. Die starke Bildersprache weiterhin ist ein Zeichen des Ausweichens vor noch nicht klar geformten Neuorientierungen, deren Bahnbrecher er dennoch im stärksten Sinne war. Seine Verachtung und Bitterkeit gegenüber dem Unedlen ist Verwechslung von Symptomen und wirklichem Leben. Denn er suchte das Unmögliche: die vollkommene Welt.

---

[1]) Anmerkung. Es sei gestattet, hier auf ein Werk hinzuweisen, das verwandte Themen behandelt. Edgar Zilsels „Geniereligion“. Hier werden die psychologischen Wurzeln der Genieverehrung aufgezeigt, ebenso die historische Entwicklung, und mit beiden das Unberechtigte dieser modernen, erst in der Renaissance beginnenden Kulturerscheinung. Das Buch behandelt den Kultus der Größen auf literarischem und künstlerischem Gebiete; „Menschen soll man lieben, aber nicht verehren“, ist der Grundgedanke Zilsels.

*) Nach einem Vortrage gehalten in der Berliner Ortsgruppe.

Gegenüber dieser Tatsache erhebt sich in uns die Frage, was denn der tiefste Sinn aller geistigen Auseinandersetzung überhaupt sei und ob es eine letzte Formulierung für diesen Prozeß gibt? Von unserem Standpunkt will alle geistige Arbeit dienen:

1. der Orientierung gegenüber dem scheinbaren Chaos;
2. der Sicherung gegenüber dem Dasein;
3. der Neuorientierung im unausgesetzten Prozeß des Lebens.

Irgendwer von uns steht immer irgendwo in dieser Welt — muß als Einzelmensch den individuellen Platz behaupten und doch als Stück der Menschheit zugleich die Entwicklung weiterführen — Entwicklung als unausgesetzte Metamorphose. Dieses Spannungsverhältnis in jedem von uns entspringt aber nicht der Gegensätzlichkeit persönlicher Triebe, sondern ist gebunden an das Spannungsverhältnis zwischen individuellem und soziologischem Schicksal — weil der Mensch nur als vergesellschaftetes Wesen die Kultur aufbauen konnte und sie dementsprechend weiterführen muß — und bedeutet also als Lebenstatsache eine zu lösende Lebensaufgabe für jeden.

Wenn wir bei den Komplexen von Trieben stehen bleiben, so haben wir für sie in der Einzelpersönlichkeit kein erklärendes Woher, sie erscheinen als willkürliche Ansetzung — während unsere Annahme des Spannungsverhältnisses zwischen individuellem und soziologischem Sein — also der Wirklichkeit — bezogen ist aus der Tatsache Leben-Erde schlechthin.

Zur Orientierung entwickelte der Mensch die Psyche als ein Organ der Sicherung. Mit ihr als Funktion, als Mittel zum Zweck, das Denken. Um die Fülle des im Denken Erschauten auf einen kurzen handlichen Ausdruck bringen zu können, erarbeitet die Psyche das logische, das wissenschaftliche Denken, sie „machte" es. Das Wahrnehmbare nach den Regeln der Logik untersuchen ist Wissenschaft. Wissenschaft erscheint somit als logische Bearbeitung des Tatsächlichen. Die Überwertung der Logik — das heißt die Verwechslung der Logik als Hilfsmittel des Denkens mit dem „wirklichen Denken", das die Mannigfaltigkeit des Lebens als Bewegung darzustellen sucht mittels der Logik — führte zum Intellektualismus, der in der Pädagogik seinen Ausdruck in der Lernschule fand, die in ihrer Einseitigkeit zu Grabe zu tragen wir uns heute bemühen. Eng verknüpft mit diesen Erscheinungen ist Starrheit und Unsicherheit der Wissenschaft und teilweise auch ihrer Vertreter. Und eben gegen erstarrte Formen seiner Zeit, deren Opfer er nicht werden wollte, rannte Nietzsche an, ohne die l e t z t e n Zusammenhänge ergründen zu können, weil seine Aufgabe war, die e r s t e n zu formulieren, damit das Spannungsverhältnis zwischen individuellem und soziologischem Sein umschlagen konnte in das Werk, mit dem er der Weiterentwicklung diente.

Der Wegbereiter wurde er von These und Antithese, um späteren Geschlechtern die Richtung und die Aufgabe der Synthese zu weisen.

Und so fragen wir: Was bedeutet Nietzsche für diese Neuentwicklung, inwiefern räumte er Schutt hinweg? Schutt, der einstmals feurige Kohle und notwendig gewesen war für den Aufbau des Menschseins.

Nietzsches Entwicklungstheorie verlangte den Ü b e r m e n s c h e n, und sie verleitete ihn dazu, den ganzen biologischen Prozeß in die Differenzierung zu legen. Erst späteren Geschlechtern war es gegeben nachzuweisen, daß unerhörte Übersteigerung im biologischen Differenzierungsprozeß ohne den der Zentralisation notwendig zum Untergang der Individuen führt.

Nietzsche übersah mithin die Entwicklung der „korrigierenden Fähigkeiten", (Alfred Adler) als deren zentralisierte Ausdrucksform die Psyche sich tief im Organismus seit Menschenanfang gebildet hat. Anpassung und Anspannung sind Mittel dieser korrigierenden Fähigkeiten. Und er mußte all dies notgedrungen übersehen, weil seine ganze Zeit verhaftet war in einer Betrachtung, die Schicksal dar-

stellte ihres soziologischen Punktes innerhalb der ungeheuren Entwicklung Menschheit.

Nietzsche wollte durch Auswahl der körperlich Stärksten die geistig Edlen formen und wußte nicht, daß z. B. das Gehirn sich seit Menschenbildung anatomisch nicht wesentlich verändert hat. Daß Roheit und Aberglaube im Gehirn des Wilden und Gesittung und Wissenschaft im Denken des Kulturmenschen nicht von differenzierteren Organismen, sondern durch die Anhäufung des Wissens — also vom Inhalte der Vorstellungen — abhängig sind.

Nietzsche wollte weiter das: Bellum omnium contra omnes, den Krieg aller gegen alle, weil er nicht sah, daß Zerstörung nie Aufbau selber, sondern nur Vorbereitung zum Aufbau ist. Er ahnte noch nichts davon, daß Sprache und Arbeit nur als Erscheinung des **vergesellschafteten** Menschen, also nur unter Mitwirkung aller möglich ist. Er mußte notgedrungen die zoologisch-kausale Betrachtung seiner Zeit mit der soziologischen Neuorientierung, die sich bereits angebahnt hatte, verwechseln. Da lag der tragische Irrtum seines eigenen soziologischen Schicksals, der Tribut, den irgendwie jeder von uns zu zahlen hat, lag das Spannungsverhältnis, das zu lösen seinem Ich als Aufgabe gestellt war.

Was erscheint nach diesen Gesichtspunkten uns aber dennoch als sein großes Verdienst?

Während er noch Verwechslungen großer Hauptentwicklungslinien vornahm, löste er dennoch die ersten Einzelglieder der langen Kette.

Wir verdanken es ihm — dem feinsinnigen Philologen — daß er die bis dahin mehr oder weniger hingenommene Eindeutigkeit der Wortinhalte zerschlug, indem er nachwies, daß in ihnen irgendwie Entwicklungsprozesse liegen, die wir infolge der Unvollkommenheit menschlicher Ausdrucksmöglichkeit vergessen, übersehen hatten, die uns noch nicht ins „Bewußtsein“ getreten waren, weil wir uns offenbar bis dahin an ihren Schwierigkeiten noch nicht genügend gerieben hatten.

Trotz Kant hatte das allgemeine Bewußtsein Worte meist noch als Realitäten in irgendeiner Form, zum mindesten aber als Eindeutigkeiten genommen.

Nietzsche zerschlug das Wort Moral: in Herrenmoral und Sklavenmoral,
Mitleid: in tatenloses und handelndes Mitleid,
Liebe: in Nächstenliebe und Fernstenliebe,
Leben: in Willen zur Macht und Willen zum Schein,
und eröffnete damit eine Betrachtungsschau, die geraden Weges über und mit den Ergebnissen der Als-Ob-Philosophie zu den Anschauungen der Individualpsychologie von der Bedeutung der Fiktionen im Leben und in der Neurose führt.

Diese wenigen Beispiele erweisen deutlich mit die individualpsychologische Behauptung, daß alle zentralisierenden Begriffe, die wir mit Schlagwörtern zu bezeichnen pflegen, auf dem Entwicklungswege der Menschheit Sicherungen darstellen, die erst in dem Augenblicke überwunden werden können, wenn die Menschheit ihrer nicht mehr bedarf. Und sie bedarf dieser Sicherungen in dem Augenblicke nicht mehr, wo nicht nur einzelne auf dem neuen Wege schreiten, sondern wo die überwiegende Mehrheit folgen kann. Und doch redet man noch heute wie selbstverständlich vom „Unverstand der Masse“.

Die Menschheit als Ganzes benimmt sich wie ein Einzelmensch in einer individualpsychologischen Analyse. Er fragt in ihr nach Rat und erhält keine Antwort, weil das bedeuten würde: ihm die eigene Arbeit, die eigene Verantwortung abnehmen, ihn unsicher und ängstlich machen. Dennoch wird der Weg gewiesen, der Weg, den er selbständig schreiten muß, indem man ihm die Zusammenhänge aufhellt. Wenn er auf die Frage nach einem Rat aber eine Antwort erhält, so ist die Frage im Grunde nur eine rhetorische, weil er schon selbst zu antworten vermag. Die Antwort ist an sich überflüssig geworden.

So geht es mit den Spielregeln, welche sich die Menschheit sichert in ihrem Bezugsystem Mensch-Erde. Waren es ursprünglich solche für die Beziehung:

Mensch-Familie, so wuchsen sie im Laufe der Entwicklung zu solchen von Mensch-Erden und erstrecken sich nun — langsam anfangend allgemein zu werden — auf die Schau: Mensch-Kosmos. „Sub spezie aeternitatis.“ Im Wissen um diese Dinge liegt auch die Aufhellung des tiefsten Quelles für sogenannte Undankbarkeit, über die noch immer in der Menschheit geklagt wurde.

Wer zur Darstellung seiner Persönlichkeitseinheit nur dann kommen kann — aus dem Erlebnis seines Lebens heraus — daß er die soziologischen Aufgaben die individuellen überwiegen läßt, wird wie jeder andere auch den Preis d a f ü r zu zahlen haben. Der Nordpolforscher z. B., welcher durch seine Arbeit der Menschheit und dem Fortschritt dient, aber sein g a n z e s Leben an die Arbeit setzen muß, wird auf ein häusliches, enges Familienleben verzichten müssen. Denn es wird keinem etwas geschenkt auf dieser Erde. Der Künstler, welcher sich darum müht, neue, kommende Spielregeln einzufangen in eine Form, die der großen Masse sichtbar und dadurch verständlich wird, daß er sie im Kunstwerk in eine geschlossene Einheit bringt, welche nur dann wirkt, nur dann groß, nur dann unsterblich ist, wenn irgend etwas von dem unzerstörbaren Inhalt des Gemeinschaftsempfindens darin enthalten ist, das in der Kunst in irgendeiner Form als versöhnende Harmonie erscheinen muß — und sei es auch zeitweise erst im Unterbewußtsein, in Anfängen und Ansätzen — muß den Mut zur Verteidigung seiner Gedanken, zur Neuorientierung haben. Er wird nie daran zerschellen, auch wenn nur wenige folgen.

Er, der die größere Masse zu neuen Wegen führen muß, weil das seine Aufgabe ist, weil Fortschritt nicht in der Erkenntnis liegt, die e i n z e l n e gewinnen, sondern in der Verbreitung für die V i e l e n, darf allerdings nie vergessen, wie ungeheuer die Lebensangst alles Seienden vor unbekanntem Lande ist. Zögernd und tastend folgen die Einzelnen. Der Kampf um den „Führer“ ist immer nur ein Zeichen mangelnder eigener Sicherheit. Und wo der in dieser Richtung Schaffende nicht dem Werke, der Sache dient, sondern in Eitelkeit seine Person zur Darstellung bringen will — da muß er zerschellen am immanenten Gesetz menschlichen Zusammenlebens, da beginnt das nur psychologisch zu begreifende „Unverstehen der Menge“ ihm zum tragischen Schicksal seines Einzellebens zu werden.

Nietzsche ist dieser Versuchung unterlegen, vielmehr: er hat sie nicht gemeistert. Die Aufgabe, die er sich stellte, war — soziologisch gesehen — noch zu schwer und als L e b e n s aufgabe erst mit den Denkmethoden der Individualpsychologie lösbar. Trotzdem hätte Nietzsche nicht an ihr zugrunde gehen brauchen. In dem Augenblicke, wo es geschah, wurde sein Lebensplan irrig. Auch Goethe ist mitten in diesen Problemen gestanden, wie jeder es tut, und kann trotzdem den Chor im Faust (II. Teil, 3. Akt, Arkadien) beim Tode des Euphorions noch sagen lassen:

Doch du ranntest unaufhaltsam
Frei ins willenlose Netz,
So entzweitest du gewaltsam
Dich mit Sitte, mit Gesetz;
Doch zuletzt das höchste Sinnen
Gab dem reinen Mut Gewicht,
Wolltest Herrliches gewinnen.
Aber es gelang dir nicht.

Wem gelingt es? — Trübe Frage,
Der das Schicksal sich vermummt,
Wenn am unglückseligsten Tage
Blutend alles Volk verstummt.
Doch erfrischet neue Lieder,
Steht nicht länger tief gebeugt:
Denn der Boden zeugt sie wieder,
Wie von je er sie gezeugt.

Die These und Antithese von soziologischem und individuellem Schicksal findet in der Kunst einer Zeit immer irgendwie eine Synthese. Sie, die holde Kunst,

ist die Mittlerin, die bildende Gestalterin all der Gefühle, Empfindungen und Leistungen, welche eine Generation erfüllen. Sie ist das Sprachrohr von Mensch zu Mensch, und sie wirkt überall als lebendiges Prinzip, wo Menschen sie aus geformter Kraft schöpferisch gestalten oder gestaltend aus ihr schöpfen für die kraftvolle Formung ihres Daseins. So wie Schiller es in seinen „Briefen zur ästhetischen Erziehung des Menschen“ darzustellen versuchte.

Nietzsches großes Verdienst — die Angriffsflächen kommender Aufgaben deutlich gemacht zu haben im künstlerischen Erlebnis — war ihm aber nur möglich, weil er dennoch zutiefst verhaftet war mit dem Gemeinschaftsempfinden, weil er auf Verkrampfung zeitweilig zu verzichten vermochte, weil es ihm ernst war mit dem Worte: Nur wer sich wandelt, ist mir verwandt, weil er selber trotz allem „ein Liebender des Lebens war“.

Mut zur Unvollkommenheit*)

Von SOPHIE LAZARSFELD (Wien)

Eines der schwierigsten Probleme im Rahmen unseres sozialen Gefüges ist die Frage, ob es möglich ist, das Zusammenleben der Menschen auf rückhaltlose Wahrhaftigkeit einzustellen. Es ist die Frage, ob es möglich ist, das Peer Gyntsche Gebot „sei dir selber treu“ durchzuführen im Kampfe gegen die Trolle, die in jedes Menschen Brust ihr verführerisches und bequemes „sei dir selber genug“ proklamieren. Mit einem Wort, ob es für den Einzelnen angeht, die Möglichkeiten, die innerhalb seiner Grenze liegen, auszuschöpfen, ohne doch den Nächsten damit zu schädigen. Alle Versuche, die bisher gemacht wurden, sind mehr oder weniger gescheitert. Es gibt zahllose Erzählungen, aus denen man ersieht, welcher Unfug entsteht, wenn einer auch nur anfängt die Wahrheit zu sagen, was doch erst ein Teil des für ein gedeihliches Zusammenleben Notwendigen ist; die Greger Werles sind allgemein unbeliebt, mit Recht, denn sie vernichten den Glücksaufbau ihrer Nebenmenschen.

Trotzdem taucht das Gebot, du sollst nicht lügen, nicht in Worten und nicht in Taten, immer wieder auf und es scheint, daß der Mensch sich doch nicht gerne damit begnügt, seine Beziehungen auf die wankende Grundlage der Lebenslüge aufgebaut zu sehen, die durch jeden kleinsten Zufall zerstört werden kann, er sucht offenbar nach einem haltbareren Unterbau für sein Glück und daher das nie verstummte Verlangen nach Wahrhaftigkeit[1]). Keine ethische Forderung aber vermöchte die Menschen, und wären sie noch so gut und edel, dauernd zum Danachhandeln zu bewegen, wenn sie nicht die Möglichkeit in sich schlösse, das Wohlgefühl des Menschen zu heben, wenn sie nicht die Handhabe böte, durch ihre Erfüllung seinen höchsten Wunsch, die Stärkung des Selbstgefühles, zu verwirklichen. Wir wiederholen also, daß entscheidende Gründe dafür vorhanden sein müssen, die uns veranlassen, immer wieder das Postulat der Wahrhaftigkeit im Zusammenleben zu proklamieren, obwohl es bisher noch nicht geglückt ist, es durchzuführen.

Diese Gründe zu finden ist nicht schwer, da wir heute wissen, daß die Glücksmöglichkeit des Einzelnen gleich ist seiner Fähigkeit, in der Gemeinschaft zu leben, eine d a u e r n d e Gemeinschaft aber, zumindest im Rahmen unserer Kultur, bei

*) Nach einem Vortrage, gehalten auf dem Zweiten Internationalen Kongreß für Individualpsychologie zu Berlin, 5. September 1925.

[1]) Der sehr naheliegende Einwand von der „Unsicherheit der Wahrheit“ muß abgelehnt werden, gemeint ist selbstverständlich nur die Wahrheit, so weit sie eben dem Einzelnen bewußt ist, oder einfach die Vermeidung von bewußter Unwahrhaftigkeit.

den Chinesen z. B. ist es anders, niemals auf einer noch so geschickten und zweckmäßigen Fiktion, sondern nur auf Ehrlichkeit aufgebaut werden kann. Ein Volkswort sagt dazu: Man kann einen dauernd täuschen, man kann alle eine Zeitlang täuschen, aber niemand ist imstande, dauernd alle zu täuschen. Nun verlangt aber unser soziales Leben, wie wir es jetzt führen, einen ungeheueren Aufwand an Verstellung und Heuchelei, der notwendig ist, um die Ansprüche zu decken, die jeder einzelne an seine eigene Machtposition stellt. Es versteht sich daher von selbst, daß man vor allem diese Zielrichtung des um jeden Preis Geltenwollens ändern, daß man dazusehen muß, diese Ansprüche auf ein Maß zu bringen, das uns nicht mehr zwingt, unserer eigenen Größe durchaus einen Zoll zulegen zu wollen, was man bekanntlich nicht kann, wie wir schon aus dem Faust wissen, wo es heißt:

„Du bist am Ende — was du bist.
Setz' dir Perücken auf von Millionen Locken,
Setz' deinen Fuß auf ellenhohe Socken,
Du bleibst doch immer, was du bist."

Der Kern des Problems ist also die Frage: Wie lernen wir es ertragen, als das zu leben und zu wirken, was wir sind. Die Individualpsychologie bringt uns die Lösung, indem sie uns dazu befähigt, uns von unserer eigenen Unvollkommenheit nicht niederdrücken zu lassen, keine unerreichbare Idealgestalt aus uns selbst machen zu wollen, sondern die Aufgaben des Lebens nach besten Kräften und mit allem Mut zu erfüllen. Daß das nicht leicht ist, merken wir alle Tage, wir merken aber auch, wie sehr der individualpsychologisch geschulte Mensch dabei, wie in allen Dingen, im Vorteil ist. Für ihn wird das Leben leichter, klarer und einfacher, denn er betrachtet und behandelt es nicht von sich aus, sondern im Hinblick auf die Werte, die es für die Gesamtheit enthält, er weiß, daß sein eigener persönlicher Erfolg nur insoweit Wert hat, als er für die Gemeinschaft von Nutzen ist. Das bringt ihn dazu, sein Bestes zu tun, ohne doch an die eigene Leistung den Anspruch der alleinseligmachenden Vollkommenheit zu erheben, und dadurch erst kann jeder zur richtigen Geltung kommen, denn was wir jetzt voneinander kennen, sind nicht wir selbst. Jetzt bemühen wir uns nur, so schön auszusehen wie wir glauben, daß wir sind oder wie wir gerne wären. Unterlassen wir doch diese Versuche, einen Schein unseres Wesens, anstatt des Weses selbst wirken zu lassen. Wie viele wertvolle Kräfte, die jetzt in dieser undankbaren Aufgabe verloren gehen, werden dann zu zweckmäßigeren Werken frei werden. Wir werden dann den Rat befolgen, den uns Faust gibt:

Stürzen wir uns in das Rauschen der Zeit,
Ins Rollen der Begebenheit!
Da mag den Schmerz und Genuß,
Gelingen und Verdruß,
Miteinander wechseln, wie es kann!"

Darin liegt es, in diesem „Wechseln, wie es kann" und es „hinnehmen können, wie es kommt".

Wenn Mephisto zwischen Gott und sich die Linie zieht:

„Er findet sich in einem ew'gen Glanze,
Uns hat er in die Finsternis gebracht."

so weist er auch den Menschen an, worin sie bestimmt sind zu leben:

„Und Euch taugt einzig Tag und Nacht."

Wollen wir uns doch mit diesem Wechsel von Tag und Nacht abfinden, wollen wir aufhören, ausschließlich Licht, Gelingen für uns in Anspruch zu nehmen, und wenn auch daraus für den andern das Dunkel erwüchse, wollen wir in einem

großen schönen Sinn uns zu dem Wort bekennen „Leben und leben lassen". Leben = selbst unser Bestes tun, leben lassen = den Mitmenschen hierdurch zu gleichem Tun ermutigen. Es ist keine ethische Forderung, die damit erhoben wird, wie ja heute schon für uns und sicher einmal für alle das jetzt unentbehrliche Hilfseigenschaftswort „ethisch" seine Bedeutung verliert, da alles, was in diesem Namen verlangt und geleistet wird, eine selbstverständliche praktische Auswirkung individualpsychologischer Einsicht ist.

Betrachten wir nun einige Beziehungen der Menschen zueinander, und besonders diejenigen, die für die Frau von entscheidender Bedeutung sind, erstlich also einmal das Verhältnis zwischen Mutter und Kind.

Es ist eine bei Eltern aller Wirtschaftsklassen und aller Intelligenzschichten leider gleich weit verbreitete Meinung, daß sie in ihren eigenen wie in den Augen ihrer Kinder als Idealgestalten zu erscheinen haben. Welcher Unfug wird nicht getrieben mit den ad usum delphini zugestutzten Berichten über die eigene Jugendleistung, die, als leuchtendes Beispiel gedacht, den durchaus umgekehrten Zweck erreichen und das Kind in die aktive oder passive Proteststellung treiben. Sowohl Väter wie Mütter hüten sich ängstlich davor, von ihren Kindern auf irgendeiner Schwäche, einer nicht vorbildlichen Gefühlsregung betroffen zu werden, die, wie sie glauben, ihre Respektabilität herabzusetzen geeignet wäre. Sie wollen als ein Ideal angesehen sein und meinen, daß sie, um diesen Zweck zu erreichen, nur Eltern und nichts anderes als Eltern darstellen müssen. Hier ist natürlich abzusehen von solchen Müttern und Vätern, die wirklich ihr eigenes Privatleben vollständig zurückgestellt haben, obzwar auch zu dieser die Kinder schädigenden Einstellung viel Ausstelliges zu sagen wäre. Aber das beschäftigt uns heute nicht. Wovon wir diesmal sprechen wollen, sind Eltern, die wohl ihr eigenes Leben führen, aber alles vor ihren Kindern verbergen, was menschlich ist, und von ihnen als Heilige, als Übermenschen ohne menschliche Schwächen angesehen sein wollen. Viele solche Beispiele, die ich aus der Nähe miterleben konnte, haben mich veranlaßt zu fragen, warum dies geschieht, da die Eltern doch wissen müssen und es immer wieder erleben, daß dieser Heiligenschein sich nicht festhalten, diese Pose sich nicht bis ans Ende durchführen läßt.

Es ist gar kein Zweifel, daß die Quelle dieser leider so häufigen Erziehungsverfehlung ein Gefühl der Unzulänglichkeit gegenüber den Erziehungsaufgaben ist. Diesen Weg gehen jene Eltern (und leider ist das der Großteil aller), welche den Anforderungen, die eine sachgemäße A n l e i t u n g der Kinder stellt, nicht nachzukommen imstande sind. Das Wort E r z i e h u n g wird hier absichtlich vermieden, denn es bezeichnet in seiner heutigen Bedeutung eine Betätigung, die der eine Teil, also die Erzieher, mit dem anderen Teil, den zu Erziehenden vornimmt, und das lehnen wir absolut ab, durchdrungen von der Überzeugung, daß nur gegenseitige Einflußnahme im gemeinsamen Leben erzieherisch wirken kann, daß es hier kein streng getrenntes Subjekt — Objekt der Erziehung gibt und geben darf, sondern nur eine durch die Gemeinschaft erfolgte Wechselwirkung. Wer sich nun diesem Gemeinschaftsleben, das sicherlich ganz andere Qualitäten verlangt, nicht genügend gewachsen fühlt, um auch dort zur Geltung zu kommen, der bleibt auf dem alten Weg, den Willen zur Macht durch den Willen zum Schein, wie wir es mit Nietzsche nennen dürfen, durchzusetzen. Das sind jene Eltern, die durch Fehlschläge in ihrem sonstigen Leben entmutigt, sich nun ihren Kindern gegenüber zu gering fühlen, um so, wie sie wirklich sind, und durch das, was sie wirklich leisten können, bei ihnen den nötigen Respekt zu wecken, der ihnen zur Sicherung ihrer Machtposition so unerläßlich scheint. Diese Eltern sind es, die anscheinende Idealgestalten aus sich machen, an deren Erhabenheit die armen Kinder nun zu glauben haben. Aber wie lange glauben sie daran? Das Leben kommt und mit ihm die Vergleichsmöglichkeiten, die Kritik setzt ein, und schlimm geht es dann den Eltern, die auf Schein gebaut haben, dreimal schlimm diesen armen Kindern, die

das erste und für unerschütterlich gehaltene Fundament ihres Lebens zusammenbrechen sehen. Denn dieser Augenblick kommt unerbittlich und mit ihm das Erschrecken der Kinder, die sehen müssen, daß diejenigen, die für sie als die Ersten gegolten haben, unter den Letzten sind. Wirklich unter den Letzten, denn sie sind nicht besser und nicht schlechter als andere, aber sie sind obendrein noch Heuchler. Und unter allen Fiktionen rächt sich da die fiktive Forderung nach Wahrhaftigkeit am bittersten, denn sie wird von den Eltern hingestellt als die durch sie selbst niemals verletzte eherne Grundlage des Lebens, und doch sieht das aufwachsende Kind, daß es ohne ihre Verletzung auch für die Eltern nicht möglich ist, durch dessen Fährnisse zu gelangen. (Das sieht es meistens schon bei seiner ersten Frage nach der Entstehung des Menschen. Aber was dabei gesündigt wird, gehört auf ein anderes Gebiet.) Dieser Zwiespalt bringt in das Verhältnis zwischen Eltern und Kind eine Kluft, die sich niemals schließt, denn der verletzte Glaube des Kindes rächt sich unerbittlich. Das Kind sieht dann infolge einer natürlichen Reaktion die Eltern für noch schuldiger an, als sie ohnehin schon sind (Wilde sagt sehr richtig, m a n c h m a l verzeihen wir unseren Eltern), vor allem aber, und das ist das schlimmste, hat sein Vertrauen zu den Menschen argen Schaden genommen, und hat Schaden gelitten durch d i e, von der Dr. Alfred Adler so einleuchtend darlegt, daß ihre Funktion ist, das Kind Vertrauen zum Nächsten zu lehren. Welche böse Folgen das in der Weiterentwicklung hat, braucht wohl nicht auseinandergesetzt zu werden.

Hierher gehört auch die Verstellung, die so viele Eltern im besten Glauben von deren Nützlichkeit ausüben, wenn sie ihren Kindern gegenüber den Anschein erwecken wollen, als wären sie nur noch Väter und Mütter, keineswegs aber Frauen und Männer. Auch diese Heuchelei rächt sich arg, denn das Kind merkt es doch bald und denkt dann, da die Eltern es verheimlicht haben, müsse es etwas sehr Böses sein.

Ganz deutlich konnte man das an einem Fall bemerken, der sich im Rahmen zweier befreundeter Familien zutrug. Mann und Frau aus je einer der beiden Elternpartien gewannen einander lieb. In der einen Familie, deren Kinder in dem Prinzip der elterlichen Unfehlbarkeit aufgewachsen waren, wurde das streng verheimlicht. Als die Kinder es später durch Dritte erfuhren, brachte es ihnen einen schweren Schock, der sich in ganz unglaublich krassen Antipathiekundgebungen gegen den „schuldtragenden“ Vater, aber auch, und zwar n o c h v i e l m e h r, gegen die ganz „schuldlose“ Mutter richtete, die aber ja eben wirklich die Hauptschuldige war, wie wir vorher gesehen haben. In der anderen Familie, deren Führerin ihre Kinder immer und in allen Punkten mit voller Offenheit behandelt hatte, verstanden sich Mutter und Kinder auch in diesen Fragen, so daß dort die Angelegenheit ohne Schaden für die Kinder verlief. Wir sehen hier schon den Weg, den die Individualpsychologie uns weist, wenn wir das für jedes wirkliche Menschenglück unerläßliche Wahrheitsgebot erfüllen und erfüllt sehen wollen.

Wir wenden uns jetzt dem Zusammenleben zwischen den Geschlechtern zu. Hier beruht die gegenseitige Beziehung noch weit mehr als in allen anderen Fällen auf Fiktionen. Ist doch noch in jeder konfessionellen Trauungsformel die Grundverpflichtung zur immerwährenden Treue ausgesprochen, von der wir doch ganz genau wissen, daß sie, außer in verschwindend wenigen Fällen, die für die Gesamtheit bedeutungslos sind, nicht gehalten wird, eine der traurigsten und folgenschwersten Erscheinungen unseres kulturellen Lebens, die wir aber nicht bessern, wenn wir die Augen davor schließen. Woher kann uns hier Besserung kommen? Der übliche Ausweg, die Treue eben zu brechen und es nur so gut als möglich zu verheimlichen, hebt von vornherein den Begriff eines wirklichen Zusammenlebens auf, wir haben uns daher hier gar nicht damit zu beschäftigen. Es erübrigt also nur gegenseitige Ehrlichkeit, die in diesen Fällen noch weit schwerer durchführbar ist als in allen anderen, weil der eingestehende Teil,

ebenso wie der passiv betroffene, im tiefsten Kern, im Selbstgefühl, dadurch verletzt wird. Wie hier schon in der ersten Erziehung des Kindes vorbeugend vorgegangen werden mußte, wird an anderer Stelle gezeigt werden, heute soll nur von der vorhandenen kulturellen Situation gesprochen werden, deren Schäden zu allermeist die Frau treffen, die ja bisher in unserer manngerichteten Kultur weitaus der belastetste Teil auf diesem Gebiete gewesen ist. Seit Jahrtausenden hat man ihr vorgesagt, zu dem und jenem wäre sie nicht befähigt, das und jenes schicke sich nicht für sie, diesem wäre sie nicht gewachsen, oder es fehle dafür die Begabung, und wozu auch, dazu wären ja die viel besser veranlagten Männer da, und die würden schon alles recht und schön machen. Mit diesem Knebel hat man alle Kräfte, die sich regen wollten, erstickt, und so hat es der Mann ausgezeichnet verstanden, auf Grund seiner wirtschaftlichen Überlegenheit, die Frau in die Form zu zwingen, die ihm erotisch am genehmsten war. Er hat es verstanden, ihr Leben, ihre Tätigkeit, nicht angemessen ihren Fähigkeiten, sondern angemessen seinen Wünschen einzurichten, er hat alles unterdrückt, was diesem Ziele entgegensteht, die Frau wurde so beladen mit dem Gefühl ihrer Inferiorität, daß es wundernehmen muß, den Pendelausschlag nach der anderen Seite nicht noch weit mehr ausschwingen zu sehen, als es ohnehin der Fall ist. Zur Illustrierung seien einige Beispiele angeführt. Gleich der erste Fall zeigt eine Ehe, in der deutlich erkennbar ist, wie des Mannes typische Paschaeinstellung zum Grundstein des Übels wurde; er war, wie er gleich zu Beginn seiner Ehe der Frau erklärte, der Ansicht, daß die Frau die ausschließliche Aufgabe habe, dem Manne das Leben zu erheitern, vergnüglicher zu gestalten. Wie sie das mache, ob durch seelisches Verständnis, durch Tanzen oder durch zur richtigen Zeit Schweigen, das herauszufinden sei ihre Sache. Die Frau, die ihren Mann sehr liebte, nahm das zur unbedingten Richtschnur. Da ihr Musik, das Gebiet, das er am meisten schätzte, verschlossen war, versuchte sie diesen Mangel durch Vervollkommnung in allen anderen Dingen wettzumachen. Sie gestattete sich keinerlei geistige oder psychische Nachlässigkeit, war dem Manne gegenüber immer in den Sielen, kurz sie suchte aus sich ein Muster der Vollkommenheit, wie sie es verstand, zu machen. (Daß sie damit keineswegs immer gerade das traf, was für ihn das Richtige gewesen wäre, ist selbstverständlich, gehört aber in ein anderes Fach.) So ging die Ehe recht und schlecht, wie die meisten eben gehen, bis die Frau durch ihre erweiterte geistige Entwicklung Weltanschauungen kennenlernte, welche sie an der Selbstverständlichkeit der ihr zugewiesenen Position zweifeln ließen. Sie begann in der unbedingten Hörigkeit ihrem Manne gegenüber wankend zu werden.

In diese Zeit fiel eine Untreue des Ehemannes, die der Frau jeden Halt raubte. Es war nicht die erste, von der sie erfuhr, aber keine andere vorher hatte sie jemals so vollständig aus dem körperlichen und seelischen Gleichgewicht gebracht. Sie verfiel in eine schwere Krankheit mit Anzeichen von geistiger Störung und konnte auf keine Art Besserung finden. Da setzte die individualpsychologische Behandlung ein, welche eben diese Vorgeschichte ans Licht brachte und damit die Lösung. Es zeigte sich, daß die Frau unter dem Zwiespalt ihrer Gefühle sehr gelitten hatte, daß ein Nachlassen in der absoluten ehelichen Gefolgschaft sich nicht mit ihrer idealisierten Vorstellung ihrer selbst vertrug, sie daher nicht den Mut fand, es einfach einzugestehen, sondern eine moralische Rechtfertigung vor sich selbst gebraucht hatte. Die war nun in dem übergroßen Leid gefunden. Nachdem das der Frau klargeworden war, trat eine wesentliche Besserung ihrer Gesundheit ein. Es ist vielleicht interessant, hier beizufügen, daß einige Jahre vorher ein graphologischer Befund ergeben hatte, daß diese Frau einem Idealbild von sich selbst nachzustreben bemüht ist. Damals hielt sie das für sehr lobenswert, heute weiß sie, daß man ihr nur den Mut genommen hatte, als das zu leben, was sie wirklich war.

Im zweiten Fall war es eine äußerst mißmutige Frau von fünfzig Jahren, die aussah wie fünfundsechzig, trotzdem sie niemals krank gewesen war oder ernstliche Lebenssorgen gekannt hatte. Sie hatte gegen den Willen der Eltern einen Mann geheiratet, den sie, wie sie meinte, leidenschaftlich liebte. Später zeigte sich, daß die beiden erotisch nicht zueinander paßten, die Frau blieb dem Manne gegenüber unempfindlich, was ihre Ehe sehr trübte. Der Mann hielt sich außer Haus schadlos, die Frau aber, der dieser Weg verschlossen war, verfiel in tiefe Melancholie, sie glaubte sich aus der Norm der Frauen ausgeschlossen und suchte den Grund dazu in den fantastischesten Ursachen. Ihr Selbstbewußtsein konnte sich mit diesem Mißerfolg in keiner Weise abfinden, und da sie nicht den Mut zu einer Lösung dieser und zu dem Versuch einer neuen Beziehung besaß, grübelte sie so lange, bis sie darauf verfiel, den Schein der erotischen Macht statt der Macht selbst zu genießen. Sie, die ernst und ruhig gewesen war, wurde herausfordernd, zynisch, schamlos in allen ihren Reden. Ihre Erziehung war in der Richtung verlaufen, daß die Frau ein zweitrangiges Wesen sei, das nur durch die Besitznahme eines Mannes zum vollgültigen Wert avancierte, und in dieser, wie sie meinte, entscheidenden Lebensaufgabe war sie gescheitert. Das einzugestehen und danach zu handeln, fehlte ihr der Mut, sie gruppierte also mit unendlicher Mühe und Sorgfalt all ihre äußeren Lebensumstände so, daß sie diesen Mißerfolg zu decken hatten. Sie ist, wie gesagt, ungewöhnlich früh gealtert; als sie in Behandlung kam, konnte man nichts mehr für sie tun, als ihr die Dinge klarmachen und das Odium von ihr nehmen, selbst an allem schuld zu sein. Sie bezeichnet selbst diesen kleinen Erfolg schon als ein Wiederaufleben.

Aber auch wenn wir von extremen Fällen absehen, finden wir im sozialen wie im täglichen Leben, im Beruf wie in der Familie, daß vieles und oft Entscheidendes versäumt wird, eher als daß es unvollkommen getan würde, bloß weil unser Machtstreben uns diese tiefe Angst vor dem „Sich-Blößen-Geben“ einflößt. Wie viel Lüge und Heuchelei wenden wir auf, um ein Versehen zu verdecken, weil wir es nicht über uns gewinnen, einen Irrtum einzugestehen, und es schon gar nicht vertragen können, von anderen darauf aufmerksam gemacht zu werden. Wie viel schlechte Gewohnheiten des Alltags resultieren daraus, die das Zusammenleben erschweren, wie vieles basiert auf dieser Scheu vor der unvollkommenen Leistung. Die allzu eindringliche, übertreibende, allzu laute Sprechweise, das mehrmalige Wiederholen des eben Gesagten, die Unart, stets in witzelndem oder höhnischem Ton zu sprechen, sind lauter Maskierungen dessen, daß uns selbst das Vorgebrachte nicht genügend wertvoll erscheint, und daß wir glauben, ihm dadurch mehr Gewicht und Bedeutung geben zu müssen. Ebenso stammt die den Frauen anhaftende Geschwätzigkeit gleichfalls nur daher, daß man ihr Reden nie beachtet hat. Wir wissen von Adler, daß allzu intensive Leistungen ihren Grund in des Handelnden Mißtrauen gegen die eigene Fähigkeit haben, aber auch das impulsive Hervorheben und Rühmen der eigenen Taten stammt aus der gleichen Quelle, ebenso wie die ehrliche Betrübnis beim nachfolgenden Bewußtwerden dieses von einem selbst als unrichtig erkannten Vorgehens. Das alles entspringt einer durch Reaktion entstandenen starken Überschätzung des Wertes der eigenen Persönlichkeit, wie ja auch alle Selbstaufopferung, besonders der Frauen und Mütter, auf diese Fehlerquelle zurückgeht. Man müßte immer wieder und kann gar nicht oft genug darauf hinweisen, denn die Kosten dieser Art von Lebenshaltung sind unendlich hoch. Während es doch so einfach ist, nach bestem Ermessen zu handeln, ohne Rücksicht darauf, ob damit gerade Gipfelleistungen geschaffen werden, und ebenso die Handlungen und Leistungen der Umgebung nach demselben Maßstab zu werten. In Kleists „Prinzen von Homburg“ ist das schon ausgesprochen mit den Worten: „Es ist der Stümper Sache, nicht die deine, des Lebens höchsten Kranz erringen wollen.“

Hier muß ein sehr naheliegender Einwand vorweggenommen werden. Wenn es so ist, könnte man sagen, dann würden die Menschen ja recht schön zu einem sehr bequemen laisser aller verführt und es brauchte sich keiner mehr besondere Mühe zu geben. Da aber setzt das Regulativ des Gemeinschaftsgefühls ein. Es kann schon sein, daß heute, wo noch keine historische Erfahrung, keine Tradition vorliegt, wo noch nicht einmal eine einzige Generation unter individualpsychologischer Schulung aufgewachsen ist, da kann es schon geschehen, daß wir davon in diesem Sinne beeinflußt würden. Aber nicht das Gleiche, sondern genau das Gegenteil tritt ein für jeden, der konsequent individualpsychologisch denkt und handelt. Für den wird es leicht, einen Fehler, ein Unvermögen, auf jedem Gebiet einzugestehen, ohne doch davon in Not und Qual gestürzt zu werden.

Da er gelernt hat, seine Angelegenheiten niemals als reine Privatsache anzusehen und zu behandeln, sondern alle Fragen als Teil einer Gemeinschaft zu betrachten und zu achten, und von dieser Warte ausgehend zu lösen, wird er niemals solche arge Mißgriffe und Fehlhandlungen begehen, wie der in diesem Punkte Unwissende sie begeht. Er wird nicht versuchen, Niederlagen durch Verschleierung und Fiktion (und wo das nicht ausreicht, oft durch ernste Erkrankung) zu verdecken, er wird ein solches Eingeständnis auch denen leicht machen, deren Leben mit dem seinen verbunden ist, und auch sie dadurch vor Heuchelei und Krankheit schützen. Er wird sich durch Mißerfolge nicht in seiner Gottähnlichkeit erschüttert fühlen, sondern in seiner Menschlichkeit neuen Mut fassen und neu, wenn vielleicht auch anders und anderes beginnen, und das nennen wir den Mut zur Unvollkommenheit.

Ethische Bewegung in Nordamerika

Von Dr. ELSE FREISTADT (Wien)

Zwischen ethischer Bewegung und Individualpsychologie gibt es manche Gemeinsamkeit. Das wird einem besonders deutlich, wenn man die Lebenseinstellung der ethischen Bewegung in Amerika kennenlernt, wie sie in dem Buche des Begründers Felix Adler zusammengefaßt ist*), der an der Columbia-Universität lehrt. Das wesentliche Gemeinsame sei gleich hervorgehoben: Es ist die ausgesprochene praktische Lebenshaltung, das Einbekenntnis, daß Theorien nur aus dem Leben genommen werden und nur Wert haben, wenn sie in das Leben wieder hineinwirken. Aus dieser Überzeugung erwächst das Arbeiten in Theorie und Praxis. Und es ist zweitens die geistige Haltung, die sich in der Ehrfurcht vor der Wertmöglichkeit in jedem, auch dem mißratensten Menschen, kundgibt.

Zwei Punkte, sagt Felix Adler, sind es besonders, an die man sich erinnern muß. Der eine, die unerreichte Vortrefflichkeit in jenen zu sehen, die bereits auf dem Wege zur Vortrefflichkeit sind; der andere, daß wir dort, wo edle Eigenschaften oder die Aussicht auf Entwicklung vollkommen fehlen oder zu fehlen scheinen, wie im Falle mißratener Kinder, um kein Jota in unserer Hoffnung oder Bemühung nachlassen, selbst die kleinste Besserung zu erreichen suchen, in der Überzeugung, daß das Bestmögliche unter diesen Umständen einen unberechenbaren unbedingten Wert hat. Denn verglichen mit dem unendlichen Ideal sind selbst die Leistungen der Vorgeschrittensten und Entwickeltsten unendlich unzulänglich, und was sind sie mehr als das unter den Umständen Bestmögliche? Das unter den Umständen Bestmögliche bedeutet für uns das absolut Beste. Der Wert, den der Ethiker in jedem Menschen sieht, ist unableitbar. Man kann ihn nicht beweisen wie eine

*) In deutscher Übersetzung: Ethische Lebensphilosophie, München, Reinhard 1926.

naturwissenschaftliche Wahrheit. Felix Adler spricht vom „Aberglauben der Kausalität". Der Wert kann aber durch Leistung bewahrheitet werden. Diesen Wert hat der Mensch nicht als Einzelwesen, er hat ihn als Glied, als notwendiges, wenn auch als unendlich kleines Glied eines größeren Ganzen. Wir nennen es die Gemeinschaft, Felix Adler, das Universum, die geistige Gemeinschaft. Den Zusammenhang mit dieser Gemeinschaft gilt es zu festigen, das Bewußtsein dieses Zusammenhanges wachzurufen. Das ist das Ziel jeder praktischen oder philosophischen Arbeit, ja das ist das Ziel all unseres Wirkens. Man muß dieses Ziel immer schärfer herausarbeiten. Wir brauchen es, soll uns das Leben nicht sinnlos scheinen. Felix Adler, der bei aller Nüchternheit und bei allem Wirklichkeitssinn bisweilen mit ergreifender Begeisterung spricht, mit einem Pathos, das den Eindruck unbedingter Ehrlichkeit macht und eine Stimmung von feiertäglichem Glanz weckt, sagt, wie nur diese Bemühung, das Beste im Mitmenschen — und das ist das Verwirklichen der Gemeinschaft — hervorzurufen, uns aus dem „Tod im Leben" befreien kann. „Tod im Leben" ist das Ungenügen an jedem äußeren Erfolg, die tiefe Unbefriedigung und Leere, die uns zuweilen erfaßt. Aber gerade diese Unbefriedigung treibt uns, unser eigentliches Ziel zu suchen, den Strahl im Mitmenschen zu entzünden, den er zum weißen Licht beitragen muß. So wird auch das Beste in uns entflammt. Wichtig ist, daß Felix Adler, wie sich schon im Gleichnis vom Lichtbündel ausdrückt, klar ausspricht, daß durch die Auffassung im Menschen als Teil eines Ganzen nicht seine Individualität mißachtet wird. Ein Strahl ist dem andern gleichwert in diesem weißen Licht und doch ist jeder einzigartig. Gleichwertigkeit ist nicht Gleichförmigkeit. Die Gleichsetzung ist ein Mißverständnis einer begreiflichen Reaktion gegen Persönlichkeitskult und Sonderansprüche. Gegen diese falschen Unterscheidungen erhebt sich jetzt unwillig die Stimme der Menschlichkeit und behauptet die moralische Gleichheit aller Menschen. Denn man nimmt an, daß Ungleichheit dasselbe bedeutet wie Minderwertigkeit, und Minderwertigkeit weist man mit Recht als moralisch unhaltbar zurück. Die Methode, die anweisen soll, im Mitmenschen und dadurch auch in uns den Zusammenhang mit dem Ganzen zu stärken, sieht individualpsychologischer Therapie nicht unähnlich. Sie besteht darin, die „Pluseigenschaften" zu ihrer „x-ten Potenz" zu erheben. Dann werden die „Minuseigenschaften" immer mehr schwinden.

Die ethische Bewegung hat einen Plan ausgearbeitet, der sich auf das ganze praktische Leben erstreckt. Staat, Familie, Beruf sollen planvoll und bewußt gestaltet werden. Ja, die ethische Bewegung, die von Felix Adler ausgeht, hat eine Art Gottesdienst zum sichtbaren Zeichen der neuen Gemeinschaft, deren Hauptaufgabe die „Befestigung des grundlegenden ethischen Satzes ist, daß jedes menschliche Wesen zu zählen ist und einen wesentlichen Eigenwert darstellt". Dieser Satz ist von vielen der großen Denker geleugnet worden, welche die wesentliche Minderwertigkeit etlicher Menschen, die wesentliche Höherwertung anderer behaupten. Auch die Praxis der Welt läuft ihm sehr deutlich zuwider.

Daß bei solch verwandten Aufgaben sich auch manche psychologische Einsicht Felix Adlers mit der unseren deckt, ist begreiflich. So spricht der Autor in der Einleitung zu seinem Werk, dessen erster Teil autobiographisch ist, von der Schwierigkeit des Selbstbekenntnisses: „Das Selbst drängt sich überall auf und wehrt sich instinktiv, erniedrigt zu werden." Was man als den Kampf um die Selbsterhaltung bezeichnen kann, hat in der Tat in der inneren wie in der äußeren Geschichte der Menschheit eine führende Rolle gespielt. Dieser Kampf, dessen ungeheure Bedeutung oft übersehen wird, weist sogar noch interessantere Tatsachen auf als der biologische Kampf ums Dasein. Dieser Wunsch, andere zu beherrschen, unbarmherzig in der Wahl der Mittel, ist häufig nichts mehr als ein armseliger Versuch, die Selbstachtung zu retten, indem man das innere Gefühl der Schwäche des Selbst überdeckt.

Oder es sei als Beispiel auf die Bemerkungen über Kunst hingewiesen. In der Kunst ist die ideale Wechselwirkung von Geben und Nehmen zwischen den einzelnen Gliedern des Kunstwerkes erreicht. Jeder Teil ist individuell und hat doch nur Sinn als Teil des Ganzen. Das beglückt uns an einer Kunstschöpfung, daß die Ahnung einer Vollendung unseres eigenen Lebens uns erfaßt. Im Kunstgenuß liegt freilich auch die Verführung, uns an der Realisierung im Kunstwerk genügen zu lassen, während es gilt, uns von diesem Vorbild für die Arbeit an unserem eigenen Dasein ermutigen zu lassen.

Die Schätze individualpsychologischen Wissens harren noch immer derer, die sie für benachbarte Wissenschaften halten und verwerten. Auch wer für klare Scheidung der Kompetenzbereiche der einzelnen Wissenschaftszweige ist, muß deren gegenseitige Befruchtung wünschen. Einstweilen freuen wir uns über das Durchdringen von Bestrebungen, deren Geist wir als den unseren begrüßen.

Individualpsychologische Gedankengänge in Vergangenheit und Gegenwart

SENECA:

„Nicht, weil etwas schwer ist, wagen wir es nicht, sondern weil wir's nicht wagen, ist es schwer."

* * *

GOETHE:

„Die Menschen soll keiner belachen, als einer, der sie wirklich liebt."

* * *

EIN ALTES SPRICHWORT:

„Mit was für Augen du einen ansiehst, so sieht er aus."

* * *

ROUSSEAU:

„Das Kind wird in seiner Erinnerung behalten, was es nur zu tun braucht, um geliebkost zu werden, und wenn es erst einmal weiß, wie es euch um seinetwillen nach Belieben in unaufhörlicher Geschäftigkeit erhalten kann, dann ist es euer Herr geworden"... „Warum sollten sie sich des Weinens enthalten, wenn sie erst einsehen, welche Vorteile sie durch ihre Tränen erreichen können?"

* * *

EDGAR ALLAN POE:

„Der Doppelmord in der Rue Morgue":

„Die eigentümlichen geistigen Eigenschaften, die man analytische zu nennen pflegt, sind ihrer Natur nach der Analyse schwer zugänglich. Wir würdigen sie nur nach ihren Wirkungen. Was wir unter andern Dingen von ihnen wissen, das ist, daß sie demjenigen, der sie in ungewöhnlich hohem Grade besitzt, eine Quelle höchster Genüsse sind. Wie der starke Mann sich seiner körperlichen Kraft freut und besonderes Vergnügen an allen Übungen findet, die seine Muskeln in Tätigkeit setzen, so erfreut sich der Analytiker jener geistigen Fähigkeit, die das Verworrene zu lösen vermag; auch die trivialsten Beschäftigungen haben Reiz für

ihn, sobald sie ihm nur Gelegenheit geben, sein Talent zu entfalten. Er liebt Rätsel, Wortspiele, Hieroglyphen und entwickelt bei der Lösung derselben oft einen Scharfsinn, der den mit dem Durchschnittsverstande begabten Menschenkindern unnatürlich erscheint. Obwohl seine Resultate nur das Produkt einer geschickt angewandten Methode sind, machen sie den Eindruck einer Intuition.

Indessen darf man das Analysierungsvermögen keineswegs mit der Klugheit verwechseln, denn während der Analytiker unbedingt klug ist, haben doch oft recht kluge Leute nicht das geringste Talent zur Analyse. Die Kombinationsgabe, durch die sich die Klugheit gewöhnlich äußert und der die Phrenologen, wie ich glaube, irrtümlich ein besonderes Organ zugewiesen haben, da sie dieselbe für eine angeborene Fähigkeit halten, ist so häufig bei Menschen, deren Verstand beinahe an Blödsinn grenzt, wahrgenommen worden, daß diese Tatsache die Aufmerksamkeit vieler Gelehrter auf sich gezogen hat. Zwischen Klugheit und analytischer Fähigkeit besteht ein Unterschied, der größer ist als der zwischen Phantasie und Einbildungskraft; indessen ist er von streng analogem Charakter. Man kann beinahe mit Sicherheit behaupten, daß die klugen Menschen stets phantasiereich und die mit wirklicher Einbildungskraft begabten stets Analytiker sind."

*

„Die schwarze Katze" („Über den Eigensinn"):

„Diesen Geist beachtet die Philosophie nicht, und dennoch bin ich wie von dem Leben meiner Seele davon überzeugt, daß Eigensinn eine der ursprünglichsten Regungen des menschlichen Wesens ist, eine der elementaren, primären Eigenschaften oder Empfindungen, die dem Charakter des Menschen seine Richtung geben. Wer hat nicht schon hundertmal eine gemeine oder dumme Handlung begangen, einzig und allein, weil er wußte, daß er eigentlich nicht so handeln solle! Haben wir nicht eine beständige Neigung, das Gesetz zu übertreten, nur weil wir eben wissen, daß es ‚Gesetz' ist? Ich sage, dieser Geist des Eigensinnes war es, der mich endgültig umwarf. Es war jene unergründliche Gier der Seele, sich selbst zu quälen und im Trotz gegen ihre erhabene Reinheit allein um des Bösen willen das Böse zu tun, die mich antrieb, meine Schuld an der wehrlosen Katze noch zu erweitern, so weit nur eben möglich."

* * *

NIETZSCHE:

Fröhliche Wissenschaft:

„Ich erwarte immer noch, daß ein philosophischer Arzt im ausnahmsweisen Sinne des Wortes — ein solcher, der dem Problem der Gesamtgesundheit von Volk, Zeit, Rasse, Menschheit nachzugehen hat — einmal den Mut haben wird, meinen Verdacht auf die Spitze zu treiben und den Satz zu wagen: Bei allem Philosophieren handelte es sich bisher gar nicht um ‚Wahrheit', sondern um etwas anderes, sagen wir um Gesundheit, Zukunft, Wachstum, Macht, Leben!"

*

„Es gibt jetzt keinen Beruf, der eine so hohe Steigerung zuließe wie der des Arztes; namentlich nachdem die geistlichen Ärzte, die sogenannten Seelsorger, ihre Beschwörungskünste nicht mehr unter öffentlichem Beifall treiben dürfen und ein Gebildeter ihnen aus dem Wege geht. Die höchste geistige Ausbildung eines Arztes ist jetzt nicht erreicht, wenn er die besten neuesten Methoden kennt und auf sie eingeübt ist und jene fliegenden Schlüsse von Wirkungen auf Ursachen zu machen versteht, derentwegen die Diagnostiker berühmt sind; er muß außerdem eine Beredsamkeit haben, die sich jedem Individuum anpaßt und ihm das Herz aus dem Leibe zieht, eine Männlichkeit, deren Anblick schon den Kleinmut (den Wurmfraß aller Kranken) verscheucht, eine Diplomatengeschmeidigkeit im Ver-

mitteln zwischen solchen, welche Freude zu ihrer Genesung nötig haben, und solchen, die aus Gesundheitsrücksichten Freude machen müssen (und können), die Feinheit eines Polizeiagenten und Advokaten, die Geheimnisse einer Seele zu verstehen, ohne sie zu verraten — kurz, ein guter Arzt bedarf jetzt der Kunstgriffe und Kunstvorrechte aller anderen Berufsklassen: so ausgerüstet, ist er dann imstande, der ganzen Gesellschaft ein Wohltäter zu werden."

*

Zur Genealogie der Moral:

„... Vergeßlichkeit ist keine bloße vis inertiae, wie die Oberflächlichen glauben, sie ist vielmehr ein aktives, im strengsten Sinne positives Hemmungsvermögen, dem es zuzuschreiben ist, daß, was nur von uns erlebt, erfahren, in uns hineingenommen wird, uns im Zustande der Verdauung (man dürfte ihn ‚Einverseelung' nennen) ebensowenig ins Bewußtsein tritt, als der ganze tausendfältige Prozeß, mit dem sich unsere leibliche Ernährung, die sogenannte ‚Einverleibung' abspielt. Die Türen und Fenster des Bewußtseins zeitweilig schließen; von dem Lärm und Kampf, mit dem unsere Unterwelt von dienstbaren Organen für- und gegeneinander arbeitet, unbehelligt bleiben; ein wenig Stille, ein wenig tabula rasa des Bewußtseins, damit wieder Platz wird für Neues, vor allem für die vornehmeren Funktionen und Funktionäre, für Regieren, Voraussehen, Vorausbestimmen (denn unser Organismus ist oligarchisch eingerichtet) — das ist der Nutzen der, wie gesagt, aktiven Vergeßlichkeit, einer Türwärterin gleichsam, einer Aufrechterhalterin der seelischen Ordnung, der Ruhe, der Etikette; womit sofort abzusehen ist, inwiefern es kein Glück, keine Heiterkeit, keine Hoffnung, keinen Stolz, keine Gegenwart geben könnte ohne Vergeßlichkeit. Der Mensch, in dem dieser Hemmungsapparat beschädigt wird und aussetzt, ist einem Dyspeptiker zu vergleichen (und nicht nur zu vergleichen) — er wird mit nichts ‚fertig'... Eben dieses notwendig vergeßliche Tier, an dem das Vergessen einer Kraft eine Form der starken Gesundheit darstellt, hat sich nun ein Gegenvermögen angezüchtet, ein Gedächtnis, mit Hilfe dessen für gewisse Fälle die Vergeßlichkeit ausgehängt wird, für die Fälle nämlich, daß versprochen werden soll: somit keineswegs bloß ein passives Nicht-wieder-los-werden-Können des einmal eingeritzten Eindruckes, nicht bloß die Indigestion an einem einmal verpfändeten Wort, mit dem man nicht wieder fertig wird, sondern ein aktives Nicht-wieder-los-werden-Wollen, ein Fort-und-fort-Wollen des einmal Gewollten, ein eigentliches Gedächtnis des Willens: so daß zwischen das ursprüngliche ‚ich will', ‚ich werde tun' und die eigentliche Entladung des Willens, seinen Akt, unbedenklich eine Welt von neuen, fremden Dingen, Umständen, selbst Willensakten dazwischengelegt werden darf, ohne daß diese lange Kette des Willens springt. Was setzt das aber alles voraus! Wie muß der Mensch, um deren Massen über die Zukunft voraus zu verfügen, erst gelernt haben, das Notwendige vom zufälligen Geschehen scheiden, kausal denken, das Ferne wie gegenwärtig sehen und vorwegnehmen, was Zweck ist, was Mittel dazu ist, mit Sicherheit ansetzen, überhaupt rechnen, berechnen können — wie muß dazu der Mensch selbst vorerst berechenbar, regelmäßig, notwendig geworden sein, auch sich selbst für seine eigene Vorstellung, um endlich dergestalt, wie es ein Versprechender tut, für sich als Zukunft gut sagen zu können!"

* * *

EMERSON:

„Essay on Experience":

They wish to be saved from the Mischief's of their Vices, but not from their Vices.

* * *

PROF. KARL JASPERS:

Psychologie der Weltanschauungen (Verlag J. Springer, Berlin), S. 33—34.

„Die echten Gestalten (weltanschaulichen Inhalts) sind diejenigen, von denen auch alle unechten ihren Geist erborgt haben. Sieht man die echten, so braucht man nur die allgemeinen Mechanismen der Prozesse zur Menschheit hin zu kennen, um die Mannigfaltigkeit der realen menschlichen Existenz zu überblicken. Jene Prozesse, die in einer Kategorienlehre der verstehenden Psychologie und in einer Charakterologie darzulegen wären, sind z. B. die Nutzung der Lehren zur Selbstrechtfertigung und zur Rechtfertigung vor anderen. Die Prinzipien dienen zur nachträglichen Apologie von etwas, das aus anderen Quellen entstanden ist. Diese Apologie bedient sich bei unterdrückten Existenzen der Lehren des Ressentiments, die das Schwache, Schlechte zum Stärkeren und Besseren durch Umwertung umwandeln, bei herrschenden Existenzen der legitimistischen Lehren von Rasse, Historie, Tüchtigkeit usw., um die eigene Machtausübung als das Rechte anerkannt zu sehen und selbst zu fühlen. Diese Zusammenhänge haben als letzte Quelle irgendeinen Machttrieb, der sich auch in ganz anderer Weise aller weltanschaulichen Inhalte bemächtigen kann, um je nachdem durch Esprit, Tiefe, dialektische Überlegenheit zu gewinnen, so daß alle Inhalte des Geistes nur gleichsam ein Arsenal von Waffen sind, um sich Bedeutung zu geben. Oder schließlich sind Gewohnheit, Nachahmung, Unterwerfung unter Autorität Vorgänge, die die weltanschaulichen Inhalte übernehmen lassen, ohne daß sie in der Existenz des einzelnen ihre Quellen hätten oder spezifische, zugehörige Kräfte vorfänden."

* * *

S. FREUD:

Imago, H. 4, 1912. — Das Tabu und die Ambivalenz, S. 324:

„Es ist nicht abzuweisen, daß dieser Projektionsvorgang, welcher die Verstoßenen zu böswilligen Feinden macht, eine Anlehnung an den reellen Feindseligkeiten findet, die man von letzteren erinnern und ihnen wirklich zum Vorwurf machen kann. Also an ihre Härte, Herrschsucht, Ungerechtigkeit und *was sonst den Hintergrund auch der zärtlichsten Verhältnisse unter* den Menschen bildet."

S. 325: „Wir können die unbewußte Feindseligkeit als das regelmäßig wirkende und eigentlich treibende Motiv nicht entbehren."

S. 319: „Eine solche Tabukranke, die ich kannte, hatte die Vermeidung angenommen, ihren Namen niederzuschreiben, aus Angst, er könnte in jemandes Hand geraten, der damit in den *Besitz eines Stückes von ihrer Persönlichkeit* gekommen wäre... habe sich das Gebot geschaffen, ‚nichts von ihrer Person herzugeben'."

Der Dritte Internationale Kongreß für Individualpsychologie

in Düsseldorf, 26. bis 29. September 1926

Düsseldorf, die Stadt der großen Ausstellung, hat in diesem Jahre Kongreß auf Kongreß erlebt. Vollends im September war der Tagungen kein Ende. Zuletzt noch der Naturforscher- und Ärztetag, diese imposante Zusammenfassung und Heerschau deutschen Wissens und deutscher Forscherarbeit: die betriebsame Stadt übervoll von Ärzten aus aller Herren Länder, ein Gewirr von deutschen Dialekten und fremden Sprachen, Hotels, Privatquartiere, öffentliche Lokale überschwemmt vom Heerbann der Gelehrsamkeit — und in den Vortragssälen sitzen, streng nach Wissenszweigen geson-

dert, Geheimräte, Professoren und Doktoren beisammen, die sich zum großen Teil am Tage vorher kaum dem Namen nach kannten, und knüpfen erste Beziehungen auf dem sachlichen Boden der Wissenschaft.

Ein Kongreß für Individualpsychologie ist mit diesen üblichen Tagungen kaum zu vergleichen. Hier trat ebenso wie vor einem Jahre in Berlin und noch früher in München das Besondere dieser einzigartigen Wissenschaft, die doch mehr als Wissenschaft ist, zutage: wir alle, die wir uns zum großen Teil nur unseren Namen und unseren Arbeiten nach, vielfach aber auch noch gar nicht kannten, waren von dem Tage an, da wir zur ersten Sitzung im Rittersaal der städtischen Tonhalle zusammenkamen, eine große Familie. Dieses warme Gefühl der Zusammengehörigkeit, das irgendwie zwangsläufig aus dem dunkel gefühlten und doch noch nie in seiner lebendigen Bedeutung dargestellten weltanschaulichen Inhalt der Individualpsychologie entsprang, gab dem Kongreß sein eigenartiges Gepräge. Man kam zusammen, als hätte man sich vor einer Woche erst getrennt — und hatte einander doch kaum je gesehen.

Organisatorisch lief alles, den kleinen Mängeln und Unklarheiten in der Vorbereitung zum Trotz, aufs beste ab. Es war keine kleine Aufgabe für unser Düsseldorfer Mitglied Dr. Max Reis, gerade in Düsseldorf und gerade zu der Zeit, wo es von Kongressen und Tagungen aller Art überfüllt war, einen würdigen Versammlungsort sicherzustellen, die Verteilung der Mitgliederkarten und die Bekanntmachung unseres Unternehmens zu organisieren, zahllose Quartiere sicherzustellen und uns allen in der fremden Stadt mit Rat und Tat zur Seite zu stehen.

Sonntag, den 26.: Auftakt und Einleitung des Kongresses. Wer vormittags schon eingetroffen war, traf sich um 10 Uhr bei den Toren der großen Ausstellung, wo sachkundige Führung einen kurzen Überblick vermittelte. 5 Uhr nachmittags: Feierlicher Beginn der Tagung. Nach den Formalitäten der Eröffnung, die im individualpsychologischen Kreise darüber hinaus freundschaftliche Begrüßung bedeuteten, sprach Doktor Alfred Adler über „Behandlung der Zwangsneurose". Einleitenden Auseinandersetzungen über das Wesen der Neurose im allgemeinen und ihre Beziehung zu den drei Lebensfragen folgte die Erörterung der Besonderheiten in der Psychologie der Zwangsneurose, dieser besonders durchsichtigen und zielgerechten Veranstaltung, darauf abzielend, der Erfüllung der Aufgaben auszuweichen und sich auf die Seite des Unnützlichen zu flüchten. Ein Fall von Karzinomangst diente als Illustration. Die Zuhörerschaft, etwa 500 Menschen, von denen die meisten zum erstenmal persönlichen Kontakt mit der Individualpsychologie und ihren Vertretern gewannen, empfing ersten Eindruck und Vorbereitung für die Arbeit der kommenden Tage.

Abends traf man sich zum gemeinsamen Abendessen in einem Restaurant der Stadt.

Und am nächsten Morgen um 8 Uhr begann die eigentliche Kongreßarbeit, vielleicht allzu intensiv für den ersten Tag. Zehn Vorträge wurden gehalten und von eifrigen und unermüdlichen Zuhörern entgegengenommen. Zuerst sprach Dr. Fritz Künkel (Berlin) über „Neurose als übertragbare Krankheit". Seine Ausführungen, eine Ergänzung und Weiterführung seiner aus früheren Arbeiten bekannten Gedankengänge, waren um den Leitsatz gruppiert, daß jede Neurose einen oder mehrere Gegenspieler voraussetze, daß die Neurose eines einzelnen in einer Umgebung von Gesunden nicht möglich sei. — Viktor Frankl (Wien) folgte mit seinem Vortrag über „Neurose als Ausdruck und Mittel". Die vom ihm eingeführte Unterscheidung der Symptome in Ausdrucks- und Mittelsymptome hätte eingehendere Diskussion erfordert. Leider blieb für Diskussionen nur wenig Zeit. Dasselbe gilt von dem Vortrag Egon Weigls (Frankfurt a. M.) über „Die Bedeutung der Atmosphäre für die psychische Entwicklung". Der interessante Versuch, Begriffe und Methoden der Gestalttheorie in die Individualpsychologie einzuführen, verdient eingehende Beachtung. — Otto Kaus (Berlin) brachte in seinem Vortrag über „Das psychologische Problem des Traumes" in der Technik der Neurosenbehandlung theoretisch wie praktisch gleich bedeutsame Erörterungen über die individualpsychologische Auffassung und Deutung des Traumes. Dr. Leopold Stein (Wien) illustrierte an mehreren Fällen die Bedeutung des psychischen Momentes an organischen Sprachstörungen. Dr. Lenzbergs (Düsseldorf) Ausführungen über „Künstler und Neurose" gruppierten sich um individualpsychologisch wichtige Tatsachen aus Hebbels Leben. — In der Diskussion zu den Vormittagsvorträgen sprachen Cöster (Flensburg), Weinmann (München), Schreiner und Hans Neumann (Berlin).

Am Nachmittag wurde die Arbeit mit dem Vortrag Kühnels (Berlin) über „Individualpsychologie und Vererbungslehre", einer Kritik der herrschenden Vererbungstheorien, und mit Beils (Berlin) Ausführungen über „Das Schöpfertum der Frau" (siehe ihre gleichnamige Publikation) fortgesetzt. Wexberg (Wien) versuchte die Tatsachen der Hypnose und Suggestion vermittels individualpsychologischer Sinnbetrachtung zu verstehen und in den Kreis uns geläufiger Erscheinungen einzuordnen. Dr. Leonhard Seif (München) sprach an der Hand gut beobachteter Fälle über „Ursachen und Wesen der Narkotomanie". Der darauffolgende Vortrag Alfred Adlers über „Ver-

hütung der Nervosität" wurde, für ein breiteres Publikum berechnet, mittels Rundfunk an die Hörer der Stadt Düsseldorf und des ganzen Industriegebietes weitergegeben. Den Abschluß dieses arbeitsreichen ersten Tages bildete ein Vortrag Dr. Alexander Neuers (Wien) über „Individualpsychologie und Charakterologie", der das Wesen der Individualpsychologie als des ersten Versuches einer wissenschaftlichen Charakterologie umschrieb.

Der Vormittag des 27. Septembers war der Soziologie und Nationalökonomie gewidmet. Auf einen Vortrag von Dr. Max Reis (Düsseldorf) über die „Ökonomie der persönlichen Lebensführung" folgte ein Lichtbildervortrag von Professor Friedrich (Karlsruhe) über „Menschenführung und Gemeinschaftsarbeit im Betrieb" und von Dozent Dr. Folkert Wilken (Freiburg) über „Das Persönlichkeitsproblem in der modernen Industriearbeit". In der Diskussion über diese beiden Vorträge, an der sich unter anderen Engelbert Graf, Ada Beil, Otto Kaus, Dr. Schmidt beteiligten, trafen zum großen Teil politisch gefärbte Gegensätze aufeinander. Fritz Künkel sprach, die Gegensätze vermittelnd, von der Inkompetenz der Individualpsychologie im Bereich sozialer und politischer Fragen. Der Vortrag von Elisabeth Bellot (Berlin) behandelte sorgfältig durchgedacht das Problem des „Ich und der Willensfreiheit", der von Dr. Horwitz (Berlin), formvollendet und gedankenreich, „Sinn und Problematik der Ichfunktion" vom kulturhistorischen Standpunkt. Dr. B. Wolfe (New York) sprach englisch über die Beziehungen der Individualpsychologie zu amerikanischen psychologischen Schulen, insbesondere zu der Mac Dougalls.

Das zweite Hauptthema des Kongresses — die Schwererziehbarkeit — wurde zunächst in einem Vortrag Leonhard Seifs am Nachmittag des 28. behandelt. Es folgte die Erörterung des vielumstrittenen Begabungsproblems durch Birnbaum (Wien), der den bekannten Standpunkt der Individualpsychologie mit ausgezeichneter Klarheit und Prägnanz zum Ausdruck brachte. Auf den Vortrag von Dr. Else Freistadt (Wien) über „Die Sexualität im Kindes- und Entwicklungsalter", der unter anderem eine klare Stellungnahme zur Freudschen Sexualtheorie umfaßte, folgte eine kurze, aber lebhafte Diskussion, die natürlich vor allem das Begabungsproblem zum Gegenstand hatte. Es war vor allem Birnbaums außerordentlich glücklichen Formulierungen zu danken, daß die erwartete Opposition gegen den individualpsychologischen Standpunkt in dieser Frage überraschend milde und zu Kompromissen geneigt ausfiel.

Abends um 8 Uhr fand Dr. Alfred Adlers öffentlicher Vortrag über die Verhütung der Nervosität vor einem zahlreichen und lebhaft interessierten Publikum statt. Am selben Abend trafen sich sodann fast alle Vortragenden in dem gastfreien Hause von Frau Lenzberg, der Schwester Dr. Lenzbergs, zu gemütlichem Zusammensein.

Mittwoch, den 29., wurde die Frage der Verhütung der Schwererziehbarkeit in drei ausgezeichneten Vorträgen von Dr. Alice Friedmann (Wien), Kurt Seelmann (München) und Ida Löw (Wien), behandelt. Hierauf folgte Wexbergs Referat über die Behandlung schwererziehbarer Kinder, nachmittags die Berichte von Alfons Simon (München) und Sophie Freudenberg (München) über die Behandlung in der Volksschule und über Erziehungsberatung. Dieser dritte Tag bedeutete recht eigentlich den Höhepunkt des Kongresses. In der lebendigen Anwendung auf die Pädagogik, dargestellt durch Praktiker, die die Lehren der Individualpsychologie seit Jahren zu erproben Gelegenheit hatten, wurde der Zuhörerschaft die umfassende Bedeutung dieser Ideen erst wirklich zum Bewußtsein gebracht.

Ein Vortrag Dr. Karl Nowotnys (Wien) über die Technik der individualpsychologischen Behandlung bildete den Abschluß des Kongresses, an den sich ein paar zusammenfassende Worte Dr. Seifs anschlossen.

Im ganzen herrschte der Eindruck besten Gelingens vor. Der Fortschritt in wissenschaftlicher und propagandistischer Hinsicht seit dem Berliner Kongreß war unverkennbar.

In einer Vorstandssitzung wurde als Ort des nächsten Kongresses (Herbst 1927) Wien bestimmt. Einer zweckmäßigeren Zeitdisposition zuliebe wurde beschlossen, schon jetzt die Referatthemen der nächsten Tagung zu fixieren und dem vorbereitenden Wiener Komitee die Wahl der Referenten zur Aufgabe zu machen. Referatthemen für den nächsten Kongreß sind dem Beschlusse zufolge: „Wesen und Behandlung von Psychosen" und „Die Kriminalität, ihr Wesen und ihre Verhütung in Schule und Haus". Für jedes dieser Themen sollen zwei Referenten bestimmt werden. Den Referaten bleibt die Hälfte der verfügbaren Zeit vorbehalten, die andere Hälfte den anzumeldenden Einzelvorträgen, deren Gegenstand der Wahl des Vortragenden überlassen bleibt und für deren Anmeldung ein Termin fixiert werden wird. Je nach der Anzahl der bis dahin angemeldeten Vorträge wird die Redezeit beschränkt werden.

Dr. E. Wexberg (Wien).

Mitteilungen aus Erziehungsberatungsstellen

Erziehungsberatungsstelle Wien I., Ebendorferstraße 7

Leiter: Dr. med. HUGO LUKACS — Schriftführer: SUSANNE SCHALIT

1. K. D. Sechsjähriger Junge. Bruder von vierzehn Jahren, der vom Hause fort ist. Der Vater spricht nicht ganz fließend, stößt mit der Zunge an; schlägt das Kind viel. Die Mutter ist schwerhörig. Das Kind hat erst mit drei Jahren angefangen zu sprechen und spricht heute noch so unartikuliert wie ein kleines Kind. Es liegt kein organischer Sprachfehler vor. Da er sich mit der Mutter und den Kindern in der Schule nur schwer verständigen kann, ist er jähzornig und boshaft geworden und schreit viel. Die Mutter verwöhnt ihn, hilft ihm bei allem, läßt ihn nie allein auf die Straße. In der Schule ist er intelligent, kann lesen und schreiben, aber sehr schlimm und störend. Es war niemand da, der das Kind sprechen gelehrt hat. Bis zum dritten Jahr half es sich am einfachsten mit Schreien und Boshaftsein, um die schwerhörige Mutter aufmerksam zu machen. Es ahmte zum Teil auch die schlechte Sprechweise des Vaters nach, der im übrigen wenig Geduld mit dem Kinde hatte und gleich mit Schlägen bei der Hand war. Daß seine unverständliche Sprechweise nur zum Teil Nachahmung und Vernachlässigung ist, zum anderen Teil aber Trotz gegen die Mutter, zeigt folgender Vorfall: Er wird gebeten, ein paar Sätze zur Mutter zu sprechen, um festzustellen, ob sie ihn überhaupt hört. Er spricht mit pfiffigem Gesicht im Flüsterton, so daß sie natürlich gar nichts versteht. Er hat ein Mittel gefunden, der Mutter seine Überlegenheit zu zeigen und sie nach Belieben zu quälen.

2. G. P. Dreijähriges Mädchen. Einziges Kind. Das Mädchen ist sehr hübsch und eitel. Die Mutter stellt seine Klugheit ins rechte Licht, zieht ihm schöne Kleider an, große Schleifen ins Haar und läßt es Gedichte aufsagen. Die Mutter „erzieht" und bemüht sich den ganzen Tag um das Kind; sie sagt, sie opfere sich auf. Hauptklage der Eltern ist, daß das Kind „gar nichts" esse. (Es sieht aber dick und blühend aus.) Die Kleine will nur Dinge, die sie nicht haben soll, zum Beispiel saure und gepfefferte Sachen. Bei Speisen, die ihr nicht behagen, greift sie sich an den Hals und deutet durch Würgen an, daß sie erbrechen werde, wenn man sie zwingt. Das Kind ist sehr schlau, und es macht ihm direkt Spaß, die Eltern ständig in Atem zu halten.

3. F. W. Vierzehnjähriger Junge. Hat nur fünf Volksschulklassen gemacht. Schusterlehrling. Aus zwei Lehrstellen entlassen, weil er schlimm und unbrauchbar ist. Er und sein sechzehnjähriger Bruder sind uneheliche Kinder und viel herumgestoßen worden. Er ist in fünf Waisenhäusern gewesen und als Kostkind bei einem Bauern schlecht behandelt worden. Im Wachstum zurückgeblieben. Hat noch nichts Strafbares getan, schmutzig, verwildert, klettert auf Laternen und Bäume; die Gasse interessiert ihn mehr als die Arbeit. Sonst ein netter, intelligenter Bursch, der trotz seiner üblen Erfahrungen nicht trotzig und bösartig geworden ist, sondern sich mit einer gutmütigen Schlauheit hilft. Sein Stiefvater ist nervenleidend, darf sich nicht aufregen und ist geneigt, seiner Frau die unehelichen Kinder vorzuhalten. Die Mutter geht tagsüber in Arbeit. Der erste Meister war krank, so daß in der Werkstatt alles drunter und drüber ging. Der zweite war sehr streng und grob; der dritte war ein Trinker. Die häuslichen Verhältnisse konnten zum Guten beeinflußt werden. Der Junge kann jetzt zum Schlafen nach Hause kommen, wo er gut aufgehoben ist. Seit einem halben Jahr ist er Schleiferlehrling und arbeitet zur Zufriedenheit des Meisters. Sogar der Stiefvater lobt ihn. Die Arbeit freut ihn, weil man dabei recht schmutzig wird.

4. P. L. Achtjähriges Mädchen; faul, frech, unruhig in der Schule. Hat einen Bruder von vier Jahren, der sehr brav ist und ihr infolgedessen vorgezogen wird. Sie haßt diesen Bruder, was sie ohneweiters zugibt, stößt ihn, nimmt ihm das Essen weg, wenn sie glaubt, daß er mehr bekommen hat, und wirft ihm einmal ein Stück Holz, das anderemal eine Gabel nach, wenn er ihr nicht gehorcht. Stiehlt, rauft auf der Gasse mit allen Buben, lügt (das heißt erzählt Aufschneidereien), wird vom Vater viel geschlagen. Hat eine einzige Freundin von vierzehn Jahren, die oft sitzen geblieben ist, wahrscheinlich etwas schwachsinnig ist und die sie beherrschen kann. Bei diesem Kind, das vier Jahre das einzige war, ist es den Eltern nicht gelungen, bei der Geburt des Brüderchens die Eifersucht der Älteren in Fürsorge für den Kleinen umzuwandeln. Statt dessen wurde sie wegen ihres Trotzes vom Vater viel geschlagen, während die Mutter den Jüngsten, den Buben, der noch dazu brav war, vorzog. Das alles bestärkte das Kind in seinem Gefühl, zurückgesetzt und beleidigt zu sein. Seine Antwort ist Rache an dem Bruder auch dadurch, daß sie Raufhändel mit Buben sucht, um über sie zu siegen, und weiters ein falsches Geltungsstreben, indem sie Lügen und Aufschneidereien erzählt.

5. F. S. Dreizehnjähriger Junge. II. Klasse Gymnasium. Einziges Kind. Schlechter Schüler. Vater den ganzen Tag im Geschäft; Mutter nervös. Die Eltern sind sehr böse auf ihn und wollen sich nicht mehr

mit ihm befassen. Er hat eine Hauslehrerin, kommt nie in Gesellschaft und spielt immer allein. Er spielt zu Hause den Narren, wirft sich plötzlich zu Boden und dergleichen. Auch in der Schule spielt er den Hanswurst. Noch durch ein anderes Mittel sichert er sich die Aufmerksamkeit und für kurze Zeit die Bewunderung der Klasse. Wenn etwas angestellt worden ist, meldet er sich immer als Täter und nimmt die Strafen der anderen auf sich. Ein verwöhntes, entmutigtes Kind, das auf Nebenwegen versucht, zu Hause und in der Schule Mittelpunkt zu sein.

6. E. F. Neunjähriges Mädchen. Vater Fensterputzer, leidet an den Folgen eines Kopfschusses, sehr nervös. Mutter ist geizig, nicht sehr rege. Das Kind besucht die Hilfsschule und ist einmal sitzen geblieben. Rhachitisch, erst mit drei Jahren laufen gelernt, spricht schlecht und ist geistig vernachlässigt, aber nicht schwachsinnig. Der elfjährige Bruder des Mädchens ist ebenfalls schwach im Lernen, in der zweiten Klasse sitzen geblieben. Er wurde in die Hilfsschule geschickt, nach kurzer Zeit aber wieder in die Normalschule zurückversetzt. Die beiden Kinder haben gar keine Freundschaften und sind den ganzen Tag mit der trübsinnigen Mutter allein. Der Junge ist ebenso wie seine Schwester geistig vernachlässigt, aber nicht schwachsinnig.

7. R. N. Elfjähriger Junge. Schlechter Schüler. Läuft viel auf der Gasse herum, hat nur kleinere Freunde, die er leicht beherrschen kann. Eine Schwester von 24 Jahren ist verheiratet, so daß er der einzige zu Hause ist. Der Vater ist ein alter Mann. Die Mutter sagt selbst, der Junge war als spätgeborenes Kind nicht mehr erwünscht.

8. R. H. Zwölfjähriges Mädchen. Intelligent, lernt aber schlecht. In dem Institut, in dem sie untergebracht ist, will sie sich nicht einfügen. Sehr trotzig, gibt außer ihrem Namen überhaupt keine Antwort. Die Eltern sind geschieden. Die Mutter hat den vierjährigen Bruder bei sich behalten; das Mädchen hat man in ein Institut gegeben, zuerst in ein sehr vornehmes, und als dies zu teuer wurde, in eine billigere Anstalt. Das Kind, das schon beleidigt war, daß der kleine Bruder bei der Mutter bleiben durfte und sie fort mußte, fühlt sich nun durch den Wechsel aus einem vornehmen in ein einfaches Institut noch mehr benachteiligt und antwortet mit Trotz und Auflehnung.

9. K. M. Vierzehnjähriges Mädchen. Die Jüngste von fünf Geschwistern. Mit zwölf Jahren hat sie beide Eltern verloren. Zwei erwachsene Schwestern erhalten die Familie. K. verträgt sich nicht mit den Geschwistern, arbeitet gar nichts zu Hause und ist nur unangenehm und herrschsüchtig. In der Handelsschule lernt sie nichts, trotzdem sie intelligent ist, will aber auch keinen anderen Beruf ergreifen. Sehr leicht beleidigt. Sie ist von den Eltern als jüngstes Kind verwöhnt worden. Da sie zwei ältere Schwestern hatte, brauchte sie nie im Haushalte zu helfen. Nach dem plötzlichen Tod beider Eltern, die innerhalb eines Monats starben, wandte sich der Jüngsten das allgemeine Mitleid zu, und die älteren Geschwister verwöhnten sie noch mehr. So ist sie aufgewachsen, ohne Verantwortungsgefühl und Pflichtgefühl den anderen gegenüber gelernt zu haben.

10. E. R. Zehnjähriger Junge. Einziges Kind wohlhabender Eltern. Antwortet selbstbewußt und ausführlich auf alle Fragen; spricht und denkt allzu folgerichtig. Er hat sich ein ganzes System zurechtgelegt, die Mutter durch seine Pedanterie in allen Alltagssachen zu quälen. Er ahmt darin wohl seinen Vater nach, der auch ein Pedant ist. Er ist ein gescheiter Junge und ein guter Schüler, aber sein Ton ist anmaßend und seine ganze Lebensauffassung egoistisch. Er gibt nie nach und sieht es als selbstverständlich an, daß er seinen Willen durchsetzt. Er hat keine Freunde und verträgt sich schlecht mit seinen Klassenkameraden. Märchen kann er nicht leiden, liebt dagegen Kriegsgeschichten und Kriegsspiele. Bei seinen einsamen Spielen ist er der Feldherr, der die Soldaten in den Tod schickt oder das Kriegsgericht, das die Feinde zum Tod verurteilt und hinrichtet. Ein Junge, bei dem die Herrschsucht zum hervorstechendsten Charakterzug geworden ist und Macht über andere zum alleinigen Lebensziel.

11. F. R. Achtzehnjähriger Lehrling. Sechsmal durchgegangen. Er treibt sich dann wochenlang in der Nähe des elterlichen Hauses herum, bis ihn ein Bekannter findet und wieder heimführt. Vater und Mutter sind sehr streng, grob, schlagen den Jungen. Es scheint, daß die Mutter ihn verwöhnt hat. Der Bursche ist groß und kräftig, ein guter Arbeiter, aber überaus empfindlich und ängstlich. Er hat sich einige Male beim Vater beschwert, daß der Meister und die Gesellen ihn schlagen. Der Vater steht auf dem Standpunkt, daß dem Jungen eine strenge Zucht nichts schaden könne und hat ihm nicht geholfen. Der Junge übertreibt in Angstphantasien jede Situation und läuft davon. Wenn zum Beispiel der Meister sagt: „Wenn du mir keinen Leim bringst, so erschlag ich dich", und der Kaufmann hat zufällig keinen Leim mehr, so traut er sich weder nach Haus noch zum Meister zurück. Er kann sich an alles während der Zeit seines Vagabundierens erinnern und hat immer einen Anlaß zum Weglaufen gehabt, freilich einen aus Angst übertriebenen Anlaß. Geschlafen hat er im Freien, in einer Leichenhalle oder in einer Bedürfnisanstalt. (Der Vater ist Leichendiener.)

12. K. B. Sechzehnjähriger Junge. Dieb und Banknotenfälscher. Einziges Kind. Die Ehe der Eltern war sehr unglücklich. Ständige Streitigkeiten zu Hause, bei denen sich die Eltern gegenseitig einen liederlichen Lebenswandel vorwarfen; beide Teile herrsch-

süchtig und aufgeregt. Der Vater ist Herrenschneider, hatte ein gutgehendes Geschäft, die Mutter ist eine elegante, immer großartige Dame, die, besonders während der Mann eingerückt war, über ihre Verhältnisse gelebt hat. Der Junge hat an diesem Leben teilgenommen. Zeitweise war er in Erziehungsanstalten. Der große, hübsche Junge wollte schon mit zwölf Jahren lange Hosen tragen, elegant sein und immer Geld in der Tasche haben. Er ist jähzornig, aber ein guter Schüler. Bemerkenswert ist, daß er zweimal kurz vor der Prüfung größere Diebstähle, das letztemal eine Banknotenfälschung beging, so daß er eingesperrt wurde. Früher hatte er nur Hausdiebstähle begangen. Mit $11^{1}/_{2}$ Jahren war er von einer Erzieherin verführt worden, die ihn längere Zeit verfolgte. (Diese Erzieherin war ein häßliches Mädchen, das sich vielleicht deshalb keine Wirkung auf Männer zutraute.) Seit seinem dreizehnten Jahre sexuell reif, stahl er, um Geld für Mädchen zu haben. Hier haben wir das Bild eines tief entmutigten Jungen, der sich krampfhaft beweisen will, daß er erwachsen und gleichberechtigt ist. Vor den Anforderungen des normalen Lebens, vor einer Entscheidung weicht er ins Verbrechen aus; vor der Verantwortlichkeit, die die Lösung des Liebesproblems verlangt, flüchtet er frühzeitig in die Prostitution.

13. N. A. Vierzehnjähriger Junge. Hat einen Bruder von sechzehn Jahren, der sehr tüchtig ist. Er selbst ist das Lieblingskind der Mutter, verwöhnt und verweichlicht, schlechter Schüler, interessiert sich für gar nichts und möchte am liebsten gar keinen Beruf erlernen. Hinter seiner Abneigung steckt die Angst, selbständig zu werden und von der Mutter weg zu müssen.

14. G. P. Vierzehnjähriges Mädchen. Hat eine Zwillingsschwester, die brav ist und auch körperlich besser entwickelt. Das Mädchen ist sehr wild, klettert auf Bäume, ist schon zweimal heruntergefallen und hat den Fuß gebrochen; unfolgsam, lügt, nascht, stiehlt Geld, ohne recht zu wissen, was sie damit anfangen soll. Scheint leicht schwachsinnig zu sein. Die Zwillingsschwester lernt gut, ist in der Schule vorwärtsgekommen, während sie selber sitzen geblieben ist.

15. H. M. Zwanzigjähriger Junge, der den Vater früh verloren hat. Die Familie bestand aus der Großmutter, der Mutter, dem Sohn, der der Jüngste ist, und seiner um zwei Jahre älteren Schwester. Mutter und Großmutter sind sehr nervöse Frauen, keiner in der Familie arbeitet, alle leben von dem Geld der Großmutter. Die Schwester bekam ein uneheliches Kind und hat vor kurzer Zeit Selbstmord begangen. Dieses Kind, ein heute vierjähriges Mädchen, wird auch von den beiden Frauen erzogen. Von dieser Kleinen spricht H. in sehr abfälligem Ton, streitet viel mit ihr und scheint mit dem Kind ständig um die Herrschaft in der Familie zu kämpfen. Er war immer ein schlechter Schüler. Mit fünfzehn Jahren trat er in eine Buchhandlung ein. Er lebte ständig in der Angst, zu spät zu kommen, Rechnungen zu verlieren, Aufträge zu vergessen usw. Wegen seines zerfahrenen, unzuverlässigen Wesens wurde er entlassen. Er versuchte verschiedene Gewerbe ohne Ausdauer, war zuletzt Diener und Hilfsarbeiter. Er hat sich bei Jugendbewegungen der verschiedensten Richtung herumgetrieben. Einmal ist er überfleißig, dann wieder faul. Stets ist er voll guter Vorsätze, um der Wirklichkeit gegenüber sofort allen Mut zu verlieren. Nie bringt er eine Arbeit zu Ende, und noch nie hat ihm eine Arbeit oder eine Lebenslage gefallen.

16. R. S. Achtzehnjähriger Junge, ohne Beruf. Er hat den Vater früh verloren. Die Mutter mußte in Arbeit gehen, um die vier Kinder zu ernähren. Er war der jüngste, tagsüber sich selbst überlassen, schwänzte die Schule und verwahrloste auf der Straße. Aus Eggenburg (Erziehungsanstalt für Verwahrloste) ist er sechsmal entwichen. Er ist der Typus eines jungen Großstadtpülchers, hübsch, kräftig, gescheit, selbstbewußt und stolz auf seine Art zu leben, höflich, abenteuerlustig; stiehlt hie und da, um sich weiterzuhelfen. Der einzige Beruf, der ihn interessierte, war der Schlächterberuf. Als man ihn in Eggenburg in der Fleischhauerei beschäftigte, hat er sechs Monate lang gut und mit Lust gearbeitet, ohne durchzugehen. Hier konnte er sich ausleben. Er war aber keineswegs ein brutaler und zu Grausamkeiten neigender Charakter, wenigstens ist seiner Umgebung nie etwas aufgefallen. Als in der Fleischhauerei kein Platz mehr für ihn war und auch in Wien unmöglich, eine Stelle für ihn zu finden, war, ist er wieder durchgegangen und treibt sich heute im Ausland herum.

17. B. K. Neunjähriger Junge, einziges Kind. Der Vater ist gestorben, die Mutter hat wieder geheiratet, und zwar einen um vieles jüngeren Mann. Der Junge ist in der Schule unaufmerksam, zu Hause verlogen, unfolgsam, ißt wenig, schläft unruhig. Er treibt sexuelle Spielereien mit anderen Kindern und verführt kleinere. Das Kind scheint der Mutter ein wenig im Weg zu sein, jedenfalls fühlt es sich seit der zweiten Heirat der Mutter zurückgesetzt und erzwingt sich ihre Fürsorge so gut es kann.

18. R. H. Sechzehnjähriges Mädchen. Die Mutter ist Straßenkehrerin und eine verkommene Frau. Sie hat mit einem Mann zusammen gelebt, der sie später verlassen hat. Sie hat ungefähr sechs Kinder geboren, die sie verwahrlosen ließ, bis man sie ihr abnahm. R. wurde mit neunzehn Monaten von einem Straßenbahnschaffner und dessen Frau adoptiert, die keine eigenen Kinder haben. Ihre Situation war also die des einzigen Kindes. Die Pflegemutter ist der unangenehme Typus der guten, rechtschaffe-

nen Frau, immer streng, nörgelnd und von ihrer Vortrefflichkeit überzeugt. Sie hat das Kind gelehrt, seine leiblichen Eltern zu verachten. Vom Fenster aus zeigte sie dem kleinen Mädchen manchmal die verkommene Straßenkehrerin auf der Gasse und sagte: „So wirst du einmal werden, wenn du nicht brav und folgsam bist." Die Pflegeeltern hatten sich einen schönen Plan gemacht: „Wir ziehen das Mädchen auf. Es wird die Schneiderei erlernen, wir werden ihm hier in unserer Wohnung ein Geschäft einrichten. Es muß uns aus Dankbarkeit lieben und bei uns bleiben, wo es ihm doch so gut geht." Das heute sechzehnjährige Mädchen ist hübsch, lustig, verlogen und leichtsinnig, wünscht sich nur schöne Kleider, geht gern tanzen, bleibt am Abend aus. Aus drei Lehren ist sie wegen ihres leichtsinnigen Charakters und Unbrauchbarkeit zur Arbeit entlassen worden. Zu einem alten Mann ist sie für ganz wenig Geld in die Wohnung gegangen. Sie ist vollkommen gefühllos gegen alle Menschen und sagt zu ihrer Stiefmutter: „Ich brauch' dich nicht lieb zu haben, denn du bist ja nicht meine richtige Mutter." Von der eigenen Mutter und von ihren Geschwistern spricht sie nur mit Verachtung und will mit „der Bagage" nichts zu tun haben. Die von ihrer Gerechtigkeit zu sehr überzeugte Pflegemutter hat das Kind nur verachten, aber nicht lieben gelehrt. Sie hat sich nie bemüht, das Vertrauen des Ziehkindes zu gewinnen, sondern Dankbarkeit immer als ihr gutes Recht „gefordert". Und so ist in einem anscheinend guten Milieu unter anscheinend braven Menschen ein Kind verwahrlost.

REFERATE*)

BRUNO SPRINGER: DER SCHLÜSSEL ZU GOETHES LIEBESLEBEN. (Verlag der Neuen Generation, Berlin, Nikolassee. 87 Seiten.)

Nimmt man ein Buch aus der Schule Freuds zur Hand, dann erinnert man sich oft des Ausspruchs von Karl Marx über Benjamin Franklin: „Doch was er nicht weiß, das sagt er uns". So geht es auch mit der Broschüre Springers. Was dort über Goethe und seine Schwester Cornelia berichtet wird, erschließt uns ein so reiches und deutliches Material, daß sich die logischen und selbstverständlichen Folgerungen daraus zwangsläufig ergeben. Daß der Autor selbst sie nicht zieht, darf uns nicht verwundern, denn alle seine Mühe gilt dem Versuch, dieses eindeutige Material auf die komplizierteste Art in das verzwickte Schema der Psychoanalyse, hier also in die Geschwisterbindung, hineinzuzwängen, wobei man zugunsten Adlers daran erinnert wird, daß der Wert einer Wissenschaft durch ihre Ökonomie bestimmt ist. Schon die Schilderung, die Springer von Goethes Vater gibt, läßt deutlich voraussehen, welche Entwicklung die seiner Erziehung anvertrauten Kinder, besonders die Tochter, nehmen mußten. „Er stellte an beide Kinder, auch an die ebenfalls hochbegabte Tochter, die höchsten Ansprüche, und nicht selten in harter Art", war „eng, trocken, schulmeisterhaft"; es wird betont „die allzu strenge Erziehung", seine „freudlose Art", sein „übertriebener Lehreifer", und daß „es schien, als ob das Lernen nimmer enden sollte... Es ist klar, daß sie (die Tochter) nicht anders konnte, als hierauf mit Trotz und Ablehnung zu antworten." Diese Ablehnung ging nun bis zur Ablehnung der weiblichen Rolle überhaupt. Hierfür zitieren wir am besten wieder den Autor selbst, der alle davon zeugenden Symptome aufzählt, und dabei vor allem Goethes, von Eckermann festgehaltenen Ausspruch „Der Gedanke, sich einem Mann hinzugeben, war ihr widerwärtig". Wenn Springer dann hinzufügt, daß sie, „wie alle Frauen, die einen anderen als ihren Mann lieben", „die körperliche Liebe sich nur duldend und ungern gefallen ließ", so darf man wohl darauf verweisen, daß diese psychische Situation ungezählte Male auch dort eintritt, wo gar kein anderer Mann in Frage steht, und daß oft erst ein zweiter oder dritter, viel später Erscheinender diese aus männlichem Protest entstammende neurotische Kälte zu brechen versteht. Daß Cornelias Schmerzen sich ins Unerträgliche steigern, wenn sie zu ihrem Mann reisen soll, daß sie ihr Kind nicht gewollt hat, daß sie nach dessen Geburt in Melancholie verfällt, untauglich zu jeder Arbeit, bettlägerig wird, sich daher weder um Mann noch Kind kümmern kann, das alles ist uns als Fluchtversuch aus dem weiblichen Rollenkreis bekannt. Und wenn einmal bei einer vorübergehenden Besserung ihrer Gesundheit die Anwesenheit des „Bruder-Geliebten" von Springer als Ursache dieses Umstandes angegeben wird, so tritt, genau ein Jahr nachher eine anscheinend endgültige Gesundung ein, und in diese Zeit fällt gar keine aktuelle Beziehung zum Bruder. Daß beide Besserungen nicht anhalten, wird uns um so weniger wundern, wenn wir uns er-

*) Die in der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie" besprochenen Veröffentlichungen sind zu beziehen durch die Buchhandlung Moritz Perles, Wien, I., Seilergasse 4 (nächst dem Graben).

innern, daß Cornelia als unschön und ihr Äußeres nach damaligen Begriffen als unweiblich galt, also für die verfehlte Erziehungsmethode des Vaters der Boden aufs beste vorbereitet war, wie wir aus ihrem Tagebuch sehen, wo sie geradezu auf eine unglückliche Ehe trainiert: „Es ist klar, daß ich nicht immer Mädchen bleiben werde, es wäre auch sehr lächerlich, diesen Plan zu hegen. Obwohl ich seit langem die romanhafte Vorstellung von der Ehe aufgegeben habe, kann ich doch meine hohe Idee von ehelicher Liebe nicht vertilgen, von jener Liebe, die nach meinem Urteil eine Verbindung allein glücklich macht. Wie dürfte ich aber eine solche Seligkeit erhoffen, da es mir an jedem Reize fehlt, der Zärtlichkeit einflößen könnte? Soll ich einen Mann heiraten, den ich nicht liebe? Der Gedanke ist mir entsetzlich, und doch bleibt mir nur diese Aussicht; denn, wo fände sich ein liebenswürdiger Mann, der an mich dächte?“ Der Bruder stand diesen schädigenden Auswirkungen des Elternhauses in seiner Eigenschaft als männliches Familienmitglied besser gerüstet gegenüber, kam auch aus dem Hause, während die Schwester hilflos ausgeliefert blieb.

Hält man dem noch das Bild der Mutter als Erzieherin entgegen, wie es aus Goethes eigenen Worten zitiert wird: „Meinen Bruder aber hat es (das Schicksal) beseitigt, so daß ich die Liebe der Mutter nicht mit ihm zu teilen brauchte, wenn man der unbestrittene Liebling der Mutter gewesen ist“, so hat man das wohlbekannte Gemälde des verzärtelten Kindes vor sich, das uns aus unzähligen Fällen einer unzweckmäßig geleiteten Kindheit her vertraut ist, und es gehört keine Kunst der Prophezeiung dazu, um vorauszusagen, wie sich das später im Verhältnis zum anderen Geschlecht auswirken wird. Tatsächlich sagt auch Springer selbst: „Käthchen Schönkopff, Friederike Brion, Charlotte Buff, Lilli Schönemann, Charlotte v. Stein, um nur bis zum Wendepunkt seines Lebens, der italienischen Reise, zu gehen, alle stehen vor demselben Ende, seiner Flucht“ und „Christiane ausgenommen — immer Entsagung und fast immer Flucht“, dann zitiert er Thomas Mann: „Wo es Ernst war, endete regelmäßig der Roman mit Entsagung.“ Man müßte ganze Seiten kopieren, aber dann hätte man auch das geschlossene Bild der gesetzten Distanz, die vor der möglichen Niederlage beim anderen Geschlecht schützen soll, dort, wo der Erfolg nicht ganz gesichert scheint. Daß gerade Christiane gegenüber Flucht nicht nötig war, wird jedem individualpsychologisch geschulten Denkenden einleuchtend sein, und ist nur noch ein weiteres, zwingendes Symptom. Ihr war Goethe in so vielem so absolut überlegen, daß die Gefahr einer Einbuße an Selbstgefühl sich von selbst ausschloß. Wir werden uns dann auch keineswegs den Kopf zerbrechen müssen über die starke Bindung an die Schwester. Bei dieser Frau war die gewünschte Distanz natürlich gegeben, man braucht sie nicht erst künstlich zu konstruieren. Wir finden einen Hinweis darauf bei Witkowski, der von dem „verzärtelten Herzen“ spricht und den Springer als „ganz unpsychologisch“ zitiert.

Es hieße den Rahmen einer Buchbesprechung allzu weit überschreiten, wollte man noch ausführlicher werden. Wir müssen uns also damit begnügen, festzustellen, daß Brunold Springer beste Vorarbeit für eine individualpsychologische Analyse geleistet hat, allerdings ohne die Folgerungen zu ziehen, und wir können auch dies am besten mit seinen dort auf Goethe bezüglichen Worten sagen: „Er bezeichnet nur den Zustand und verzweifelt an der Erklärung.“

Sophie Lazarsfeld (Wien).

Dr. ALFRED ADLER: LIEBESBEZIEHUNGEN UND DEREN STÖRUNGEN. Verlag von Moritz Perles, Wien, I., Seilergasse 4. 1926. Preis Mk. —.50 (S —.80).

Diese prächtige Arbeit des Begründers der Individualpsychologie ist als neuestes Heft der von Sophie Lazarsfeld herausgegebenen ausgezeichneten Sammlung „Richtige Lebensführung“ erschienen. Wie alle Schriften Alfred Adlers, erobert auch diese unwiderstehlich durch die Lichtstärke des Wahrheitsinhalts, mit der sie die Geheimnisse des menschlichen Herzens beleuchtet, durch die Wucht ihrer geradlinigen Gedankenführung, durch die zentripetale Kraft ihrer Logik, durch ihre Form und Sprache. Meisterhaft ist die Ableitung der unerbittlichen Konsequenzen aus der Stellung der erotischen Frage in der Reihe der drei Lebensfragen, im Mittelpunkte mit dem Gemeinschaftsgefühl, als tiefster Logik des menschlichen Zusammenlebens. Es gibt hier Sätze, aus einigen knappen Worten bestehend (wie man sie in Adlers Schriften und Reden auch sonst so oft hört und liest), von denen man weiß, daß sie aus dem fernen Tor der Wahrheit und des Glückes hallen, welchem man nur durch den schweren Engpaß des Verzichts auf persönliche Überlegenheit nähern kann. Das ganze Liebes- und Eheproblem wird in dem kleinen Heft aufgerollt, von dessen Lösung „vielleicht der größte Teil des menschlichen Glücks abhängig ist“. Die Wege, die zur Isolierung, zu Schwierigkeiten, zu Störungen der Liebesbeziehungen, zu Absonderlichkeiten, zur unglücklichen Liebe, zu den verschiedenen Formen der Erotik und zur Furcht von Liebe und Ehe führen, werden klar aufgezeigt. Mit unbeirrbarer Logik leitet uns Adler durch die Wildnis der Gefahren, welche von dem fernen Beginnen der Liebesregungen in der Kindheit — wo diese noch nicht Erotik gewesen sind, sondern „wo sich noch der breite Strom des Gemeinschaftsgefühls in den Formen der Anhänglichkeit und Zärtlichkeit“ ungestört ergoß — beide Geschlechter leicht in den „Strudel der Prestigepolitik“ führen, in

eine Rolle in ihren erotischen Beziehungen, die jede wahrhafte Freude und Glücksgefühl verschwinden läßt. Die Art, wie der Meister die Irrtümer der Geschlechter um die Vorgänge in den eigenen Seelen mit warmem Mitgefühl und Hilfsbereitschaft aufhellt und ihnen den Weg des rechten Wissens und Handelns in Fragen der Liebe weist, wird als eine Revelation wirken auch bei Lesern, denen die einschlägigen Ausführungen in seinen grundlegenden Werken sonst geläufig sind.

Dr. L. Zilahi (Wien).

THOMAS SCHRAMEK: FREIHERR VON EGLOFFSTEIN. Außenseiter der Gesellschaft. Die Verbrecher der Gegenwart. Verlag Die Schmiede, Berlin. Mit einem Vorwort von Albert Ehrenstein.

Die Lebensbeschreibung eines Mannes, dessen Vater auf den Adel verzichtete, um eine Mesalliance einzugehen, dessen Tante aber schon im Kind immer die Sehnsucht nach diesem Adel erweckte. Die Tante, reich und gegen den Knaben sehr gutmütig, befriedigt recht übertriebene Wünsche des Kindes — z. B. kauft sie ihm Ponys — aber sie verdirbt sein ganzes Leben, indem sie ihm die Idee, er gehöre eigentlich zu besonders wertvollen Menschen, solle ihre Gesellschaft aufsuchen, immer wieder einredet. Das Kind sucht allerdings „feine" Gesellschaft — einmal ist die Tante besonders glücklich, wie sie ihn beim Eislaufen eine königlich sächsische Prinzessin führen sieht — aber daneben auch die Gesellschaft gerade solcher Proletarier oder richtiger Lumpenproletarier, die den Umgang eines freigebigen, aber herrischen Bürgersöhnchens angenehm finden. Diese „dienen" ihm, putzen seine Ponys, lassen sich von ihm befehlen, verwickeln ihn aber zugleich in zweifelhafte sexuelle Beziehungen (Dienstmädchen, Bordelle) und bringen ihn in ungerechten Verdacht, bei Diebereien beteiligt zu sein. Er wird ungerecht zu Gefängnis verurteilt, im Gefängnis sehr unpädagogisch von einem Inspektor behandelt (Sadismus, Homosexualität), nachher, weil ihm Unrecht geschehen ist. von der Familie noch mehr verwöhnt, und gerät jetzt wirklich auch auf dem Gebiete des Mein und Dein auf Abwege, nachdem er eine Zeitlang mit Erfolg die Laufbahn des Varietékünstlers, verschönert durch teilweise auch einträgliche Liebesabenteuer, eingeschlagen hat. Während der Revolution ist er abwechselnd Mitglied des Arbeiter- und Soldatenrates und eines Vereines deutscher Männer zum Schutze des Lebens und der Freiheit Wilhelms II., und benützt beide Arten von Beziehungen, um Kaufleuten bei Schiebergeschäften zu helfen und rumänischen wie deutschen Behörden durch angebliche Verdienste um Gefangenenheimbeförderung Geld zu entlocken. Der Schluß des Verfassers, „für solche hemmungslos getriebene Menschen" müßte es „humane Heilstätten" geben, scheint mir unrichtig; viel richtiger die Bemerkung Albert Ehrensteins, man sollte allen Deutschen das Tragen des Adels „bis zum Kaiser hinunter" erlauben, damit die Deutschen den Respekt vor diesem Scheinwert verlieren. Wir sehen hier gerade ein Musterbeispiel von der Schädlichkeit dieses Scheinwertes.

Dr. Rudolf Pick (Wien).

A. ANTHEAUME: DIE LEGENDE VON DER KLEPTOMANIE. Eine fiktive geistige Affektion. Vom gerichtlich-medizinischen Standpunkt aus betrachtet. Wie man in kurzer Zeit die Ladendiebstähle in den großen Kaufhäusern von Paris zum Schwinden bringen kann. L'Encéphale, 1925, 6.

Autor wendet sich ganz energisch gegen die klassische Auffassung der Kleptomanie als „eines zweckmäßigen Impulses, sich eines Gegenstandes, den man vor Augen hat (Ladendiebstahl, Diebstahl in den großen Kaufhäusern), zu bemächtigen, Zwang, dem die Person erliegt, nachdem sie mit allen Kräften widerstanden hat". Er begründet das schon mit der Tatsache, daß keine dieser Ladendiebinnen, infolge des zu jedem Fall von bewußtem unwiderstehlichen Zwang gehörigen folgenden Abscheus vor der begangenen Tat, das einfachste Mittel zur Beruhigung des Gewissens, die direkte oder indirekte Rückgabe des gestohlenen Gegenstandes, ergriffen hat. Da aber der klassische Begriff der Kleptomanie nur den Impuls zu nehmen, nicht aber den Impuls zu behalten beinhalte, so sei vom Moment an, wo der gestohlene Gegenstand behalten werde, von Krankheit keine Rede mehr. Eine Rundfrage in den Kaufhäusern hat ergeben, daß im Laufe der letzten fünf Jahre dreimal Gegenstände zurückgegeben worden seien, aber durch die betreffenden Beichtväter.

Autor bespricht dann diverse psychiatrische Ansichten über die Kleptomanie und erzählt von verschiedenen Besprechungen mit den Vertretern anderer Länder, da er der immerhin etwas irrigen Ansicht war, daß nur in Paris in den Geschäften gestohlen wird. So berichtet ihm der argentinische Gesandte in Frankreich, der selbst Doktor der gerichtlichen Medizin ist, daß man in Buenos Aires die Kleptomanie dadurch zum Schwinden gebracht habe, daß die Käuferinnen in jedem großen Geschäft wissen, daß sie von eigens dazu angestellten Detektiven, die „ostentativ", „mit weit offenen Augen", schauen, unablässig beobachtet werden, wodurch sie am Diebstahl verhindert sind. In England hingegen besteht für Ladendiebstahl Prügelstrafe, die auch sofort von eigens hierzu angestellten Personen vollzogen wird. Es soll auf beide Arten in den genannten Ländern die Kleptomanie fast ausgestorben sein.

Verfasser leugnet strikt das Vorhandensein eines solchen Impulses, der sich immer nur bei reichen Frauen als solcher darstellt, während er bei armen Personen, wo es sich

eventuell um Lebensmittel und dergleichen und nicht um überflüssige Dinge handelt, als Diebstahl bestraft wird, und verlangt zur Ausrottung dieses Übelstandes folgende Maßnahmen:

1. Einrichtung einer mentalen Prophylaxe in den großen Kaufhäusern von Paris, das heißt einer wirksamen Überwachung „durch Augen, die genau schauen". 2. Einschüchterung der sogenannten Kleptomanen durch Verhaftung, eventuell bedingte Verurteilung für das erstemal, mit oder ohne gerichtsärztliches Gutachten. 3. Verurteilung ohne Aufschub im Wiederholungsfall und Abbüßenlassen der Strafe. 4. Publikation der Verurteilung. Dr. L. Sicher (Wien).

ÜBER DIE VERWERTUNG UNBEMERKTER EINDRÜCKE BEI ASSOZIATIONEN. Von Rudolf Allers und Jakob Teler. Sonderdruck aus der Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie, Band LXXXIX, Heft 4/5.

Die beiden Autoren stellten sich das Ziel, die bei Assoziationsversuchen oft auftretenden bildhaften Vorgänge, die sich zwischen Reiz- und Reaktionswort einschieben, genauer zu untersuchen. Sie zeigten den Versuchspersonen 40 Sekunden lang ein projiziertes Diapositiv und forderten sie auf, den Eindruck sofort nach der Darbietung genau schriftlich und zeichnerisch zu protokollieren. Am nächsten Tag fanden Assoziationsversuche statt, und die Versuchspersonen wurden veranlaßt, die bildhaften Vorgänge zwischen Reiz- und Reaktionswort in gleicher Weise wie nach dem Beschauen des Bildes festzuhalten. Es zeigte sich, daß es durch zweckmäßige Wahl der Reizworte gelang, viele bei der Beschauung des Bildes völlig unbemerkte Einzelheiten aus der Seele der Versuchspersonen herauszuholen — mit dem merkwürdigen Umstand, daß die Versuchsperson selbst gar nicht wußte, daß die so zutage geförderten Bilder irgendwie Elemente des am Vortage gesehenen Bildes waren. Im folgenden die Zusammenfassung der Ergebnisse im Wortlaut der Autoren:

„1. Bildelemente, die nach tachistoskopischer Exposition nicht in der Bildbeschreibung erscheinen, treten, durch entsprechende Reizworte wachgerufen, in den bildhaften Vorgängen (Darstellungen) bei Assoziationen auf. 2. Sie erscheinen dabei vielfach in einer räumlich und qualitativ durchaus entsprechenden Gestalt. 3. Sie werden nicht als Bildbestandteile agnosziert. Vielmehr ruft die nachträgliche objektive Konstatierung ihrer Übereinstimmung mit dem Bilde oftmals Überraschung hervor. 4. Die Zeiten dieser ergänzenden Assoziationen sind in keiner Weise den anderen gegenüber ausgezeichnet. 5. Wir halten dafür, daß die Elemente nicht als ‚unbewußt' vorhanden sind, sondern als besondere Begebenheiten im Bereiche der ‚Sphäre'. Die Verdrängung spielt bei der Auswahl des Aufgefaßten ‚keine' Rolle. 6. Dagegen glauben wir, daß das Moment der ‚Wortnähe' und der determinierende Einfluß der Versuchsinstruktion von ausschlaggebender, wenn auch nicht allein bestimmender Bedeutung sind."

Obwohl die Versuche der beiden Autoren keineswegs im Bereiche der charakterologischen Forschung liegen, sind sie dennoch von großem Interesse für den Ausbau unserer Anschauungen, weil sie an einem konkreten Beispiel mit exakten Mitteln zeigen, wie man den „Unbegriff" des Unbewußten durch viele präzisere Begriffsbildungen ersetzen kann, ja durch die fortschreitende Erkenntnis dazu gezwungen wird. Aber dies ist nicht die einzig individualpsychologisch bedeutsame Ausbeute. Die beiden Autoren weisen überzeugend nach, daß zur Erhellung von Zusammenhängen, für die man früher das Heranziehen von „Verdrängungen" und „Komplexsymbolen" als nötig empfand, solche Hilfsmittel nicht mehr benötigt werden. Immer kürzer wird das Stück, welches den Stollen der Individualpsychologie von dem der Denkpsychologie noch trennt. Was die Denkpsychologie als den determinisierenden Einfluß der Aufgabestellung bezeichnet, wird immer mehr als isolierte Erscheinung dessen begriffen, was Adler, in der Totalität des werdenden Menschen gesehen, als Leitlinie des Charakters begriffen hat: eine Erscheinung des seelischen Teleologismus schlechthin.

Sehr interessant sind die Erklärungen, die die beiden Autoren von dem Wirken der bildhaften Elemente im Denken im Anschluß an die Schildersche Begriffsbildung einer „Sphäre" — einer Mannigfaltigkeit von unbemerkten Elementen etwa — zu sagen wissen. Die Elemente der Sphäre bleiben so lange erhalten, als sie nicht formuliert oder das Schema ihrer Formulierung gefunden haben. Eben diese Elemente sind es, welche, durch die Reizworte herausgefordert, an der Vervollständigung der „Darstellung" arbeiten, ohne sich aber irgendwie in den Reaktionsworten kundzugeben. Es wäre zu wünschen, daß die Verfasser ihre allzu lapidaren Bemerkungen über die teleologische Bedeutung der Sphärenelemente in einer umfangreicheren Arbeit ausführten, um so mehr, als wir hinter den Andeutungen hierzu Erkenntnisse weittragendster Bedeutung vermuten dürfen.

Allein auch in praktischer Beziehung ist die Arbeit bedeutungsvoll. Sie enthält implicite einen — fast wage ich zu sagen: den (psychologischen!) — Beweis der Richtigkeit des heutigen Zeichenunterrichtes, der einerseits das Zusammenspiel von Schauen und benennendem Denken, anderseits die Rückwirkung des gedächtnismäßigen Darstellens auf die Vervollkommnung des Schauens so sehr betont.

Die wenig umfangreiche Arbeit, die sich bescheiden als bloße Übertragung Poetzlscher Ideen — „Über experimentell erregte Traumbilder" — vorstellt, ist weit mehr als

dies: sie bedeutet einen großen Schritt auf dem Wege der Denkpsychologie zu jenen Anschauungen, die Adler aus der Betrachtung seelischer Gesamtheiten, also charakterologisch, gefunden hat.

Ferdinand Birnbaum (Wien).

Dr. FRITZ KÜNKEL: PSYCHOTHERAPIE UND SEELSORGE.

JOHANNES NEUMANN: PSYCHIATRISCHE SEELSORGE IM LICHTE DER INDIVIDUALPSYCHOLOGIE. Heft 1 und 6 der Schriftenreihe: „Arzt und Seelsorger". Verlag Friedrich Bahn, Schwerin, 1926.

Die Entwicklung der Kultur, die Vermeidung und Heilung ihrer möglichen Schäden, zeigt immer deutlicher die Notwendigkeit gemeinsamen Vorgehens, des Zusammenwirkens von Elternhaus, Kindergärtnerinnen, Hortleitern, Lehrern, Jugendfürsorgern, Ärzten, Seelsorgern, Richtern usw.

Beide Autoren, Künkel als Arzt, Neumann als Theologe, greifen das Verhältnis von Arzt und Seelsorger und ihre Stellung zum Verstehen, Verhüten und Heilen der Neurose heraus und schildern, was beiden, dem Arzte und Seelsorger, gesehen im Lichte der Individualpsychologie, fehlt und was beide brauchen. Die Verwirklichung ihrer Absicht ist den Verfassern in hervorragender Weise geglückt. Den Heften ist im Interesse der Sache weiteste Verbreitung zu wünschen.

L. Seif (München).

ANDREAS BJERRE: ZUR PSYCHOLOGIE DES MORDES. Kriminalpsychologische Studien. Karl Winters Universitätsbuchhandlung. Heidelberg 1925.

Ein fleißiges und kluges Buch, dem zur Nützlichkeit (aber vielleicht will dieser Erztheoretiker gar nicht nützen) nur eines fehlt: Individualpsychologie. „Natürlich", denkt nun ein Leser, „der Kritiker ist eben Individualpsychologe". Aber jeder Leser, der modern denkt und sozial fühlt, wird als Fehler dieses Buches einen gewissen Mangel an Wärme, an Menschenliebe empfinden. Das Buch behandelt das Leben dreier Mörder: Vorleben, Vorgeschichte der Tat, Tat und Verhalten im Gefängnis. Der Verfasser hat die Akten genau studiert und mit den Verbrechern viel gesprochen. So kommt ein wertvolles Tatsachenmaterial zusammen, das nur ergänzt wird durch die Erkenntnis, daß bei zwei Männern Lüge, respektive Selbstbetrug, beim dritten Angst das Grundmotiv des ganzen Lebens war. Wie diese „Minderwertigkeitserscheinungen" entstanden sind, wieweit sie Schuld der Erzieher, der Umwelt, der Gesellschaftsordnung sind, daran wird kaum gedacht. Der Hauptfehler des Buches ist, daß es sich auf drei Fälle, und besonders schwere Fälle, besonders vertierte Mörder beschränkt. Wären viele Fälle behandelt, wie in Alfred Adlers Aufsatz „Neurose und Verbrechen" in Heft 1 des 3. Jahrganges dieser Zeitschrift, so wären auch die schwersten Fälle durch immer leichtere mit dem normalen Leben, gewissermaßen wie durch eine Nabelschnur mit dem Universum verbunden. Der große Wert dieses Prinzips der allmählichen Übergänge, dieser schönen Entdeckung Leibnitzens, für unseren Kampf gegen den Begabungswahn wurde mir durch persönliche Beobachtung klar. In einer Jugendkolonie machten wir „Sympathielisten". Jeder gab an, wer ihm von den Anwesenden der Liebste sei, wer an zweiter Stelle komme usw. Dabei wurde alles berücksichtigt: intellektuelle wie sportliche Begabung, ästhetische wie moralische Qualitäten. Eine gewisse Vorliebe der meisten Kolonisten für Ästhetik und Sport ergab einige Übereinstimmung in den Sympathielisten; aber die Liste eines der Führer, eines einseitig musikalisch gerichteten jungen Mannes, wich von den andern so sehr ab, daß mir klar wurde, wie sehr untereinander verschieden außerhalb der Kolonie Sympathielisten ausfallen müßten. Da es aber für den wirklichen Wert von Menschen keinen andern Maßstab gibt als die Schätzung möglichst vieler Nebenmenschen, die das „Objekt" nach Nutzen oder Freude, die es ihnen gewährt, beurteilen, schien mir durch ein in möglichst großem Kreis durchgeführtes Experiment dieser Art die Gleichwertigkeit (nicht Gleichartigkeit!) aller Menschen leicht beweisbar.

Dr. Rudolf Pick (Wien).

JAHRBUCH DER CHARAKTEROLOGIE. II. und III. JAHRGANG. BAND II UND III. HERAUSGEGEBEN VON EMIL UTITZ. Berlin 1926. Pan-Verlag Rolf Heise, Charlottenburg 2.

Das Jahrbuch ist allen jenen, die sich mit Psychologie beschäftigen, sehr zu empfehlen. Es enthält eine Fülle von guten Abhandlungen psychologischen Inhalts von Autoren der verschiedensten Gedankenrichtungen, und das ist gerade wertvoll. Der Individualpsychologe hört hier manches aus anderen Disziplinen und kann mit Genugtuung bemerken, wie so viele Wege nach dem Rom der Erkenntnisse der Individualpsychologie führen. Bemerkenswert sind die Abhandlungen von Ludwig Klages über Nietzsche, wobei wir sowohl in Klages als auch in Nietzsche Denker kennenlernen, die präzise und folgerichtig durchaus individualpsychologische Standpunkte vertreten. In einem Aufsatze von Hans Kern wird versucht, eine Typencharakterologie aufzustellen, die aber ins Breite gerät und dadurch an Übersichtlichkeit verliert. Interessant ist auch der Beitrag „Vom dichterischen Schaffen eines Geisteskranken" von Robert Gaupp, in dem deutlich gezeigt wird, wie die normalmenschlichen Schwächen in einem Geisteskranken nur verdichtet erscheinen, quasi in größerer Quantität oder in stärkerer Qualität vorhanden sind und dadurch allein schon das Bild eines abnormalen Menschen ergeben können. Ebenso ausgezeichnet übersichtlich und geradezu als eine

Einführung zu bezeichnen ist die Abhandlung von Alex. Lipschütz über innere Sekretion und Persönlichkeit, bis dorthin, wo er sich über die Bermanschen Typen verbreitet. Berman stellt eine Typenlehre auf Grund des endogenen Drüsensystems auf und wird nicht nur damit ganz einseitig, sondern auch zu kurz, denn eine Persönlichkeit setzt sich ja nicht nur aus den Funktionen und der komplexen Konstellation des endokrinen Drüsensystems zusammen, sondern gewinnt ihre Eigenart, wie die Individualpsychologie immer wieder betont, aus deren psychischen Kompensationen in weit stärkerem Maße vielleicht. Das Leben Napoleons aus dem Funktionieren seiner Hypophyse fast allein zu erklären, seinen Aufstieg und Niedergang in ihr begründet zu sehen, dünkt uns doch kaum diskutabel.

J. Hutter (Wien).

DR. EDGAR MICHAELIS: DIE MENSCHHEITSPROBLEMATIK DER FREUDSCHEN PSYCHOANALYSE. Urbild und Maske. Eine grundsätzliche Untersuchung zur neueren Seelenforschung. (Verlag Barth, Leipzig, 1925.)

Verfasser versucht die Unzulänglichkeit der Psychoanalyse aus der Persönlichkeit Freuds abzuleiten und ihre theoretischen Widersprüche psychologisch zu erklären; so glaubt er „nach Aufzeigung der reaktiven, seelischen Bedingtheit ihrer ‚Erkenntnisse' auf ihre systematisch philosophische Widerlegung verzichten zu können" (S. 115). Wir müssen von vornherein diese Methode der Argumentation ablehnen, da mit dem Hinweis auf die Genese einer Lehre im charakterologischen Zusammenhange der schaffenden Persönlichkeit direkt noch nichts gegen sie gesagt sein kann. Doch erscheint uns das Buch recht wertvoll, indem es in interessanter und lebendiger, den philosophischen Leser fesselnder Weise zeigt, wie „Skepsis, fatalistischer Determinismus*), Relativierung der Werte und zuletzt pessimistische Verneinung des Lebens, dessen ‚eigentliches Resultat und insofern Zweck der Tod ist'**), die weltanschaulichen Spiegelungen der seelischen Zerrissenheit" (S. 115) sind, wie sie der Psychoanalyse angeblich zugrunde liegt und sicherlich dem konsequenten Menschen sich ergeben müßte. Daß gerade die Individualpsychologie als Weltanschauung schlechthin im Gegensatze hierzu zu Aktivität, „Spontaneität", Idealismus und Optimismus führt, entgeht dem Autor gänzlich; seine mißverständliche Auffassung von der Individualpsychologie wird etwa in folgender Bemerkung klar: „... die Hauptschwäche der Arbeiten Alfred Adlers, wo gleichfalls über dem fiktiven ‚Willen zur Macht' ... die echten, spontanen Strebungen entfallen und in der Darstellung nur das Verbildungsprodukt übrigbleibt. Erst dem tieferen Blick werden auch hier Hinweise auf das verborgene Positive sichtbar" (S. 109), wobei er nichts davon zu wissen scheint, daß eben dieses „Positive" par excellence unser Begriff des „Gemeinschaftsgefühls" darstellt. Immerhin können wir das vorliegende Werk empfehlen als einen schönen Beitrag zu einer vorwiegend kulturphilosophisch gehaltenen kritischen Überwindung der Psychoanalyse sowie als einen Hinweis auf die „Menschheitsproblematik", die sich ja tatsächlich auf dem Gebiete der Psychotherapie, im besonderen ihrer Grenzfragen, eingestellt hat: „denn es ist keine geringere Frage als nach Wesen und Wert des Menschen, die auf dem Spiele steht" (S. 58).

Viktor Frankl (Wien).

*) „Wir werden gelebt von unbekannten, unbeherrschbaren Mächten." (Freud, „Das Ich und das Es".)

**) Freud, „Jenseits des Lustprinzips".

ALFRED APPELT: DIE WIRKLICHE URSACHE DES STOTTERNS UND SEINE DAUERNDE HEILUNG. München, Selbstverlag, 1925.

Was der Titel verspricht, hält das Buch. Der auf dem Gebiete der Stotterbehandlung rühmlich bekannte Verfasser bringt in einer glänzenden und überzeugenden Darstellung neben der Geschichte der bisherigen Anschauungen und ihrer Kritik die individualpsychologische Theorie und Praxis des Gegenstandes mit zahlreichen Beispielen.

Das Buch gehört in die Hände eines jeden Individualpsychologen und Sprachpädagogen.

L. Seif (München).

JOSEF FRÖBES: LEHRBUCH DER EXPERIMENTELLEN PSYCHOLOGIE. 1. Band. 2. und 3. Auflage. XXVIII — 630 S. Freiburg i. Br., Herder & Co. 1923.

Verfasser hat sich bereits bei der Herausgabe der 1. Auflage das Ziel gesetzt, ein Lehrbuch der Psychologie zu schreiben, das seinem Umfange und den an den Leser gestellten Ansprüchen nach etwa dem beliebten Lehrbuche der Physiologie von Tigerstedt entspricht. Dieser Versuch ist ihm recht gut gelungen, und schon seiner 1. Auflage ist die gebührende Anerkennung zuteil geworden. Die 2. Auflage entstand auf Grundlage der gesamten Fachliteratur bis Ende 1921. Der Band enthält eine Einleitung über die empirische Psychologie, dann Abschnitte über die Empfindungen im allgemeinen, über die einzelnen Empfindungsarten, die einfachen sinnlichen Gefühle, die Vorstellungen, die Wahrnehmungen, die Gedanken, die Vergleichung, die Psychophysik, die Korrelationsrechnung, die Assoziation und das Lernen. Wenn einzelne Leser vielleicht eine mutige Stellungnahme des Verfassers zu diesem und jenem Problem vermissen werden, so ist doch anderseits eben die beinahe grenzenlose Objektivität des Lehrbuchschreibers eine der wertvollsten Eigenschaften dieses schönen Buches. Mit dem Eifer eines

echten Sammlers im besten Sinne des Wortes werden hier bei jedem einzelnen Problem sämtliche Theorien zusammengetragen, gewürdigt, das Für und Wider gewissenhaft abgewogen, wobei dem Leser die Freiheit, seine eigene Meinung zu bilden, gelassen wird. Inhalts-, Namens- und Sachverzeichnis sind mit der größten Sorgfalt gearbeitet und gestatten eine rasche Orientierung in dem auch sonst recht übersichtlichen Werke.

Dr. Stefan v. Máday (Debreczen, Ungarn).

GODARD: CHRONISCHE MANIE UND UNVOLLSTÄNDIGE DEMENZ. (L'Encéphale, 1925, 1.)

Demonstration einer Patientin mit kompletter verbaler Inkohärenz, deutlicher Dyslogie, entwickelt auf der Basis einer chronischen Manie, wobei aber die motorische und psychomotorische Aktivität recht geordnet ist. Die Kranke zeigt ruhiges, methodisches Verhalten, auch vom üblichen Ausgang der lange dauernden Manien, dem Automatismus, ist sie entfernt.

Autor wehrt sich gegen das übliche Vorgehen, bei diesen Patienten Demenz zu einer Zeit zu konstatieren, wo sie noch nicht vorhanden ist, und möchte mit Chaslin den Ausdruck inkomplette Demenz für derartige Stadien angewendet wissen.

Dr. L. Sicher (Wien).

HENRI CLAUDE, E. MINKOWSKI ET TISON: CONTRIBUTION A L'ÉTUDE DES MÉCANISMES SCHIZOPHRÉNIQUES. L'ENCÉPHALE, 1925, I.

Die Verfasser dieser sehr interessanten Arbeit richten sich gegen die allzu großzügige Verwendung der Bezeichnung „Schizophrenie", wie sie seit Bleulers Arbeiten praktiziert wird, und halten eine Gliederung dieses Begriffes je nach dem Grade und der Art der Erkrankung in eine

Schizomanie, Schizophrenie und Dementia praecox für wünschenswert, ohne aber im Rahmen dieser Arbeit die drei angeführten Gruppen näher zu charakterisieren. Ferner wird ein sehr schöner Fall von „echter Schizophrenie“ ganz im Sinne der Individualpsychologie ausführlich beschrieben, wobei aus den eigenen Angaben des Patienten nach dem Abklingen des ersten „Schubes“ deutlich das Training zu erkennen ist, das er bis zum Auftreten desselben zeitlebens in Anwendung brachte. Die Verfasser sind bemüht, jedes Symptom aus der Vergangenheit und dem Milieu des Patienten zu erklären, und sind der Ansicht, daß auch alle anderen seelischen Störungen, auch wenn sie sicher organischen Ursprunges sind, in der persönlichen Entwicklung des Kranken genau determiniert sind.

Dr. Ilka Wilheim (Wien).

H. CLAUDE, R. TARGOWLA und Frl. BADONNEL: MELANCHOLIE, ZWANGSVORSTELLUNGEN UND INFLUENZSYMPTOM. (L'Encéphale, 1925, 1.)

Demonstration einer Patientin mit deliranter Melancholie und sekundär hinzugetretenen Angstvorstellungen und einem Influenzsyndrom. Die Zwangsvorstellungen sind nach den Autoren ein Abwehrmittel gegen die melancholischen und Angstideen. Anderseits wäre das Influenzsyndrom an eine Interpretation der Aboulie, Angst und der Zwangsvorstellungen gebunden. Diesem Syndrom liege ein „Influenzgefühl“ zugrunde, das in deliranter Form von der Patientin zur Erklärung des Antagonismus zwischen der konstanten Inhibition ihrer bewußten, willkürlichen Prozesse und der Freimachung ihrer automatischen Aktivität interpretiert werde.

Dr. L. Sicher (Wien).

CHRONIK

ERNSTES UND HEITERES ZUR KRITIK DER INDIVIDUALPSYCHOLOGIE*).

Dr. med. Paul Maag: Geschlechtsleben und seelische Störungen. Beiträge zur Neurosenlehre und zur Kritik der Psychoanalyse. Ein Buch für Ärzte, Erzieher, Lehrer und Seelsorger. 1924. Albert Zutavern, Verlag Pforzheim.

Seite 260. „Adler und Jung, Schüler von Freud, haben vom Meister abweichende Theorien über die Herkunft der Neurose aufgestellt. Um der klaren Abgrenzung des Krankheitsbildes willen müssen sie hier kurz besprochen werden.

Adler läßt die Neurose entstehen aus Gefühlen der Minderwertigkeit und Unsicherheit, die er herleitet aus angeborener Minderwertigkeit einzelner Organe oder der ganzen physischen Organisation. Das Individuum sucht diese negativen Empfindungen auszugleichen und schafft so die Symptome der Neurose. ‚Es läßt sich‘, meint Adler, ‚in jedem Fall leicht erweisen, daß der Besitz deutlich minderwertiger Organe auf die Psyche reflektiert und geeignet ist, die eigene Einschätzung geringer ausfallen zu lassen, die psychologische (!) Unsicherheit des Kindes zu steigern‘. (Adler: Der nervöse Charakter.) Ich glaube, daß die Wirklichkeit das Gegenteil lehrt. Es ist eine ganz seltene Ausnahme, wenn angeborene Organminderwertigkeiten vom Träger empfunden werden. Woher soll das Kind sie kennen und ihre Folgen einschätzen können? Es fällt Kindern im Umgang mit ihresgleichen kaum je auf die Seele, daß sie in einzelnen Stücken untüchtiger sind als die Kameraden; besitzen sie doch auch wieder Fähigkeiten, mit denen sie den andern voranstehen und so den Ausgleich schaffen. Es ist eine Erfahrungstatsache, daß angeborene Defekte die Seele viel weniger lädieren als erworbene, und daß sie, wenn überhaupt, erst im Wettbewerb des Lebens und nicht in der Jugend zum Austrag kommen.

Aber abgesehen hiervon gibt es eine Menge Neurotiker, bei denen eine Organminderwertigkeit einfach nicht nachweisbar ist; immer dagegen sind deutlich ausgesprochen die Unsicherheit und das Minderwertigkeitsgefühl. Woher stammen sie? Aus dem psychischen Konflikt, dem verletzten Gewissen, aus Schuld und Angst. Ist es nicht ohne weiteres klar, daß der Schuldbewußte, wenn er anders Selbstgefühl besitzt (und der Neurotiker besitzt es, denn er ist ein feinfühliger Mensch), alles aufbieten wird, um einen Ausgleich für die von ihm selbst verurteilten Neigungen zu finden? Er greift zu allen nur denkbaren Mitteln, um sich auf der Höhe nicht nur im Urteil seiner Umgebung, sondern vor allem seines selbst zu halten. In diesem Bestreben greift er oft über das Ziel hinaus. Es ist viel weniger der Machthunger, der ihn treibt, ‚die Sucht, oben zu sein‘, wie Adler lehrt, als vielmehr das verletzte Selbstgefühl, Scham und Schuldgefühle, ängstliche Besorgnisse.

Adler verkennt das. Er verkennt, daß der seelische Konflikt der Neurotiker ein ethischer Konflikt ist, daß das Minderwertigkeitsgefühl an die Verletzung der persönlichen sittlichen Norm gebunden ist und nicht an

*) Wir ersuchen unsere Mitarbeiter, die kritischen Auslassungen über Individualpsychologie zu sammeln und uns zum Abdruck überlassen zu wollen.

Die Schriftleitung.

eine wie immer beschaffene physische Organisation. Angeborene Defekte können überdies, auch wo sie vom Träger empfunden werden, nie zu Kompensationsbestrebungen vom Charakter einer Neurose führen. Die Neurose behält ihre charakteristische Beziehung zur Ethik und infolgedessen, wie Freud scharf erkannte, fast durchweg auch zur Sexualität, weil keine andere Trieblust den Menschen so leicht und so häufig mit der Ethik in Widerstreit bringt wie der Liebestrieb.

Dasselbe ist gegen die Jungsche Typentheorie einzuwenden, welche die Neurose an eine bestimmte, angeborene Mentalität binden möchte . . . "

Dr. H. Freund, Mitteilungsblatt des Sächsischen Freidenkerkartells, Nr. 7/8. 1926. Seite 28:

„Die von Alfred Adler, Wien, begründete Individualpsychologie ermöglicht, an das Problem der Pazifierung des Einzelmenschen mit ganz anderer Aussicht auf Erfolg heranzutreten, als das mit irgendeiner andern psychologischen, pädagogischen oder medizinischen Methode bisher der Fall gewesen ist. Der für das Individuum nachgewiesene Lebensmechanismus des Geltungs- und Machtstrebens findet im Leben der Völker seine äußerste Auswirkung. Indem Adler den „Irrtum" des individuellen Lebens nachweist, der in der Erkrankung sichtbarsten Ausdruck findet, liefert er zugleich den Schlüssel zum Verständnis für die Irrtümer der Völker. Der Pazifismus muß ebenso aus soziologischer wie aus psychologischer Erkenntnis seine theoretischen Grundlagen beziehen. Die Individualpsychologie wird in zunehmendem Maße für die Psychologie, die Erziehung und die Neurosentherapie eine Methode der Wahl."

=

ORTSGRUPPE MÜNCHEN:

Tätigkeitsbericht:

A. Wöchentliche Vereinsabende:

2. Jänner 1926: Dr. jur. Max Rheinstein: Individualpsychologie und Staatsgedanke.

18. Jänner: Sophie Freudenberg über: Grünbaums „Herrschen und Lieben als Grundmotive der philosophischen Weltanschauungen".

25. Jänner: Dr. Leonhard Seif: Wissen und Leben.

1. Februar: Dr. Else Sumpf: Über einen Fall von Homosexualität.

8. Februar: Amtsrichter Dr. O. Naegele: Der Erziehungsgedanke bei Dr. Bondy.

16. Februar: Dr. Isa Gayer-Herrmann: Über einen Fall von Schizophrenie.

22. Februar: Dr. Lene Credner: Über einen Fall von Organminderwertigkeit (Wilhelm II. an Hand des Buches von Emil Ludwig, Rohwohlt-Verlag).

1. März: Dr. L. Seif: Fälle aus der Praxis (ein Fall von Paranoia, ein Fall von Schreibhemmung).

8. März: Mitgliederversammlung (Statutenberatung, Diplomberatung, Neuaufnahme von Mitgliedern).

15. März: Rechtsanwalt Dr. Eugen Schmidt: Über Keyserlings Ehebuch.

22. März: Gustl Simon: Bekämpfung der Prostitution in München.

12. April: Dr. phil. Feigs: Vorbemerkungen zum Problem der Begabung.

5. Mai: Dr. Heinrich Jacoby als Gast (öffentlicher Vortrag im Arbeitskreis für Erneuerung der Erziehung): Warum gibt es Unmusikalische?

10. Mai: Trude Weigl: Praktische Erfahrungen aus dem Kindergarten.

17. Mai: Dr. Kurt Weinmann: Bericht über den I. allgemeinen ärztlichen Kongreß für Psychotherapie in Baden-Baden.

4. Juni: Alfred Appelt: Unthans Pedi-script und positives Training.

11. Juni: Dr. Grete Querfeld: Über Weinen und Lachen.

19. Juni: Dr. Leonhard Seif: Bemerkungen zur Zwangsneurose.

25. Juni: Alfons Simon: Vom Kampf der Geschwister.

2. Juli: Frl. M. Maurer (Hauptlehrerin) als Gast: Über fröhliche Erziehung.

9. Juli: Sophie Freudenberg: Erziehungsfragen im Entwicklungsalter.

16. Juli: Dr. Friedrich Grave als Gast: Referat über sein Buch „Chaotica ac divina (Eug. Diederichs Verlag, Jena).

B. Vorträge:

17. Februar: Dr. Leonhard Seif: „Arzt und Psychotherapie" im Ärztlichen Verein zu München.

19. Februar: Sophie Freudenberg: „Über das schwer erziehbare Kind" im Verein städtischer Hortleiter und Hortleiterinnen zu München.

23. März: Sophie Freudenberg: „Erziehungsfragen der Gegenwart" im evangelischen Frauenverein zu Weinheim.

24. Juni: Dr. Leonhard Seif: „Über Organminderwertigkeit und Begabung" in der Münchner Arbeitsgruppe des internationalen Arbeitskreises für Erneuerung der Erziehung.

3. Juli: Dr. Leonhard Seif: „Organminderwertigkeit und Erziehung" im Lehrerverein zu Nürnberg.

=

Wiederbeginn der Erziehungsberatungsstellen und Vereinsabende im September. Die Veranstaltungen werden durch Anschlag am schwarzen Brett in der Amalienschule, Amalienstraße 36, bekanntgegeben. Telephonische Auskunft: 30-6-34, Dr. Credner.

=

Seit Februar 1926 besteht in München eine Arbeitsgruppe des internationalen Arbeitskreises für Erneuerung der Erziehung. Der große Anklang, den diese Arbeit fand, zeigt, wie stark das Bedürfnis nach einer Zusammenfassung und einem Erfahrungsaustausch aller an einer Umgestaltung der Erziehung arbeitenden Vereinigungen ist. Die Arbeitsgruppe hat bisher drei öffentliche Vorträge (Merz, Stuttgart: Über Erhaltung der schöpferischen Kräfte durch Erziehungskunst; Heinr. Jacoby: Warum gibt es Unmusikalische? Vorträge mit anschließenden Kursen; Dr. Leonhard Seif: Organminderwertigkeit und Begabung) veranstaltet und bereitet für den Herbst eine Zusammenkunft der deutschen und deutschsprachigen Anhänger des Arbeitskreises über „Individualpsychologie und neue Erziehung" vor. Dr. Alfred Adler und Dr. Leonhard Seif haben Vorträge zugesagt; Alfred Adler über „Begabung und Charakter", Leonhard Seif über „Erziehung der Erzieher".

=

ORTSGRUPPE NÜRNBERG:

Vorträge, die an den Vereinsabenden gehalten wurden:

16. Mai 1925: Aus dem ersten Schuljahr; Beliebte Techniken der Neueintretenden und ihre Behandlung. (L. Weishaupt.)

30. Mai: Schwierige Vierzehnjährige. (Dr. Mehling, Schwabl.)

14. Juni: Freud und Adler, vergleichende Darstellung. (Dr. Fürnrohr.)

28. Juni: Erinnerungsvermögen bei Säuglingen. (Dr. Wildbrett.)

12. Juli: Tolstois „Auferstehung". (Schwabe.)

12. September: Bericht über die Zusammenkunft mit Dr. Adler in Au. (Lehrer Schönhut.)

24. September: Bericht über die Tagung in Berlin. (Weishaupt.)

8. Oktober: Neurotische Typen. (Schwabl.)

22. Oktober und 5. November: Referat über die beiden Bände der Vaerting: Neues zur Geschlechtspsychologie von Mann und Frau. (Dr. Mehling.)

12. November: Bericht über die Heidelberger Tagung. (Frl. Freudenberg-München als Gast.)

28. November: Kinderzeichnungen. (Weishaupt.) Kinderträume nach Schüleraufsätzen. (Dr. Mehling.)

12. Dezember: Schüleraufsätze: Warum ich lieber ein Bub bin. (Lehrer Schönhut.)

21. Jänner 1926: Eigensinn und Trotz. (Lehrer Seiler.)

29. Jänner: Dummheit als Entschuldigungsgrund. (Frl. Löwy-Wien als Gast.)

12. Februar: Referat über die Abhandlung Dr. Adlers im „Nervösen Charakter": „Ursprung und Entwicklung des Gefühls der Minderwertigkeit". (Schwabl.)

13. Februar: Die immanente Logik des menschlichen Zusammenlebens. (Weißhaupt.)

27. März: Zur Frage der Vererbung. (Dr. Fürnrohr.)

=

HOLLÄNDISCHE SEKTION:

Vereinsabende der holländischen Sektion: Ersten Donnerstag jeden Monats, 8 Uhr abends. Leitung: Vorstand der Ortsgruppe. Ref.: I. Verploegh Chassé, Individualpsychologin.

Öffentliche Erziehungsberatungsstelle, Gebäude des Schularztdienstes, Waldeck Pyrmontkade 4. Mittwoch von 4 bis 4.30 Uhr. Leitung: Dr. M. Stam, Arzt. Ref.: I. Verploegh Chassé, Individualpsychologin.

Private Erziehungsberatungsstelle, Erziehungsheim, Frankenstraße 49, Mittwoch und Samstag von 2 bis 3 Uhr.

Psychologisch-pädagogischer Kurs: Einführung in Theorie und Praxis der Individualpsychologie. Donnerstag, 8 Uhr. Leitung: I. Verploegh Chassé, Individualpsychologin.

Erziehungsheim für Kinder und Jugendliche, Frankenstraße 49, Den Haag, Telephon Nr. 51-9-35. Leitung: I. Verploegh Chassé, Dr. J. Schoo, Dr. Th. Verploegh Chassé. Einige Kinder werden in den Familienkreis aufgenommen. Umgangssprachen Deutsch und Holländisch.

Spiel- und Arbeitsnachmittage: Erziehungsheim, Den Haag, Frankenstraße 49, Mittwoch und Samstag von 2 bis 6 Uhr. Kurs für Erwachsene und Jugendliche in Kinderspielen und Herstellen von Kinderspielsachen, einfache Buchbinder-, Kartonnage-, Hand- und Kunstgewerbearbeiten. Montag von 2 bis 6 Uhr. Leitung: I. Verploegh Chassé, Individualpsychologin, Leni Velleman, Lehrerin in Kinderpflege und -erziehung. (K. eno.)

=

ARBEITSGEMEINSCHAFT HANNOVER:

Im Wintersemester 1925/26 wurden an der Volkshochschule in Hannover zwei Arbeitsgemeinschaften über „Psychoanalyse und Individualpsychologie" vom Studienrat Professor Engelmann abgehalten. Für das Wintersemester 1926/27 sind vorgesehen: „Einführung in die Individualpsychologie" und „Das nervöse Kind".

Im März sprach in Hannover im dortigen Frauenklub Frau Dozentin Ada Beil (Berlin) über „Mutterschaft und Mütterlichkeit".

=

NACHRICHTEN:

Dr. Leopold Stein, Wien, VI., Mittelgasse 37, Telephon 61-86, beginnt Ende Oktober einen zweimonatigen Kurs über Entwicklungsgeschichte, Anatomie, Physiologie und Pathologie des Nervensystems für Nicht-

ärzte. Anmeldungen zur Teilnahme an dem Kurs sind an Dr. Stein zu richten.

=

Frau Direktor Melly Weiß beginnt anfangs November einen Sprechkurs. Anmeldungen an Frau Direktor Melly Weiß, Wien, VII., Burggasse 22.

=

Bei der Erziehungsberatungsstelle der „Kinderfreunde" in Wien, XX., Engerthstraße Nr. 79, fungiert als ärztlicher Berater nach Rücktritt des Herrn Dr. A. Neuer von nun an Dr. A. Holub.

=

Viktor Frankl (Wien) hielt im Juli 1926 einen Einführungskurs in die Individualpsychologie ab, dessen Publikum vorwiegend aus jugendlichen Arbeitern sich zusammensetzte. — Am 21. September sprach er in Frankfurt a. M. bei den „Kinderfreunden" und vor sozialistischen Lehrern und Elternbeiräten über „Individualpsychologie und Kindererziehung". Am 22. hielt er bei den „Jungsozialisten" usw. Frankfurts einen Vortrag über den „Sinn des Lebens". — Am 1. Oktober sprach er im Verein für Individualpsychologie in Berlin „Zur Psychologie des Intellektualismus".

=

In Düsseldorf wurde im Anschluß an unseren Kongreß eine Arbeitsgemeinschaft für Individualpsychologie gegründet. Obmann der Arbeitsgemeinschaft ist Herr Dr. Reis; die Geschäftsstelle: Düsseldorf, Marienstraße Nr. 4.

=

Fräulein Elly Rothwein, Mitglied der Wiener Sektion des Internationalen Vereines für Individualpsychologie, hat im Hause Wien, XIV., Ölweingasse 7 behördlich bewilligte Spiel- und Beschäftigungstage für Kleinkinder (Alter drei bis sechs Jahre) nach der individualpsychologischen Erziehungsmethode eingerichtet. Sprechstunden ab 1. September im Heim, XIV., Ölweingasse 7, von 8 bis 12 Uhr vormittags. Eigener Garten im Heim.

=

In Dresden hielt Ministerialdirektor z. D. H. Freund Ende Juli l. J. einen Kurs (zwölf Stunden) zur „Einführung in die Individualpsychologie" und hält seit September 1926 regelmäßig Kurse aus dem Gebiete der Individualpsychologie.

=

Herr Dr. med. Franz Günther Stockert, Wien-Halle a. d. S., ersucht uns um die Mitteilung, daß seine im Juli-August-Heft (Nr. 4) erschienene Arbeit „Über einen Fall von Sadismus" noch unvollendet und vorläufig noch nicht zur Publikation bestimmt war.

WICHTIGE INDIVIDUALPSYCHOLOGISCHE NEUERSCHEINUNGEN:

Soeben sind erschienen:

Handbuch der Individualpsychologie, herausgegeben, in Gemeinschaft mit zahlreichen hervorragenden Individualpsychologen, von Dr. Erwin Wexberg. Verlag J. F. Bergmann, München.

Du und der Alltag. Eine Psychologie des täglichen Lebens. Herausgegeben, in Gemeinschaft mit Freunden der Individualpsychologie, von Johannes Neumann. Verlag Martin Warneck, Berlin W. 9.

Individualpsychologie und Pädagogik. Herausgegeben vom Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht, Berlin. (Als Heft 10 der Schriftenfolge „Schule und Leben".) Verlegt bei E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Manes Sperber: Alfred Adler. Der Mensch und seine Lehre. Ein Essay. Verlag J. F. Bergmann, München.

In der Schriftenreihe **„Individuum und Gemeinschaft"**, herausgegeben von Dr. Alfred Adler, Dr. Leonhard Seif und Otto Kaus: Heft 1. **Ada Beil: Inhalt und Wandel der Mütterlichkeit.** — Heft 2. **Johannes Neumann: Die Gefühle und das Ich.** — Heft 3. **Dr. Alexander Neuer: Mut und Entmutigung. Die Prinzipien der Psychologie Alfred Adlers.** — Heft 4. **Otto Kaus: Die Träume in Dostojewskys „Raskolnikoff".** — Heft 5/6. **Ada Beil:** Das Schöpfertum der Frau. — Weitere Hefte folgen. Verlag J. F. Bergmann, München.

In der Schriftenfolge **„Mensch und Gemeinschaft"**, herausgegeben von Fritz und Ruth Künkel, als Heft 4: **Otto Müller: Sexuelle Verirrung.** Verlag A. Hoffmann, Berlin O. 27, Blumenstraße 22.

In der Sammlung **„Richtige Lebensführung"**, herausgegeben von Sophie Lazarsfeld, als Heft 5: **Dr. Alfred Adler: Liebesbeziehungen und deren Störungen.** Verlag Moritz Perles, Wien, I., Seilergasse 4.

Demnächst erscheinen:

Alfred Adler: Individualpsychologie und Erziehung. Verlag Bergmann, München.

Alfred Adler: Menschenkenntnis. Verlag S. Hirzel, Leipzig.

Ada Beil: Die unbekannte Männerseele. Verlag S. Hirzel, Leipzig.

Otto Kaus: Die Angst vor der Frau. Verlag S. Hirzel, Leipzig.

=

ENTGEGNUNG.

Obgleich mir jede Form von Polemik unsympathisch ist, glaube ich doch die Kritik der Frau Dr. Grünbaum-Sachs (im März-April-Heft Nr. 2 dieses Jahrganges) nicht unwidersprochen lassen zu dürfen, weil sie in völligem Mißverstehen meiner Ausführungen (in Heft 6 des IV. Jahrganges über „Ursachen und treibende Kräfte der Frauenbewegung im Lichte der Individualpsychologie") den Ausdruck „Fälschung der Tat-

sachen“ gebraucht hat, den ich berichtigen will.

Ich habe die Frauenbewegung selbst miterlebt, unter der Rechtlosigkeit der Frauen der alle Minderwertigkeitsgefühle der Frau heraufbeschwörenden Mißachtung oder aber den „männlichen Protest“ herausfordernden Unterdrückung gelitten. Ich weiß ganz genau, welche Faktoren am Werke waren, nämlich die wirtschaftliche Not der vollkommen abhängigen Frauen einerseits und der seelische Hunger und die tiefe Sehnsucht nach dem Wissen und den Bildungsmöglichkeiten der Männer, vor allem aber die innere Nötigung der Frau, der Kulturbewegung ihrer Zeit ihren Stempel aufzudrücken in ganz anderer Art, als dies bisher geschehen ist.

Nirgends habe ich behauptet, daß die Herrschsucht des Mannes die alleinige Ursache der Frauenbewegung gewesen ist, aber sie war ein mächtiger Sporn für die Frauen, die sich erhoben aus ihrer Knechtschaft und sich ihrer Menschenrechte bewußt wurden und ihr Teil verlangten an der Arbeit für die Gemeinschaft.

Die Individualpsychologie ist eine noch junge Wissenschaft und schon müssen alle großen Bewegungen ein Verhältnis zu ihr haben. Sie ist eine neue Art, die Sachen zu sehen und die geheimsten Regungen der Menschenseelen zu ergründen. Mir lag daran, die Frauenbewegung in den Lichtkegel der Individualpsychologie zu rücken, was meines Wissens bisher nicht geschehen ist. So wie man den menschlichen Körper durch die Radiostrahlen durchleuchtet, so wollte ich die Frauenbewegung in ihren Tiefen durchleuchten. Hier kann von keiner „Tatsachenfälschung“ die Rede sein, sondern von der Anwendung einer neuen Methode, die Dinge und Menschen zu beurteilen, die man künftighin auf alle Erscheinungen des Seelenlebens wird anwenden müssen.

Margarete Minor.

=

SEKTIONEN DES INTERNATIONALEN VEREINES FÜR INDIVIDUALPSYCHOLOGIE:

Zentrale: Wien, I., Dominikanerbastei Nr. 10/15. (Dr. Alfred Adler.)

Ortsgruppe München: Königinstraße 27. (Dr. Leonhard Seif.) Schriftführerstelle: Franz Josef-Straße 29. (Dr. Lene Credner.)

Ortsgruppe Berlin: Berlin-Steglitz, Paulsenstraße 39. (Dr. Fritz Künkel.)

Ortsgruppe Dresden: Buchholz-Friedewald. (Dr. Alice Rühle-Gerstel.)

Ortsgruppe Nürnberg: Maxplatz 48. (Dr. W. Fürnrohr.)

Ortsgruppe Dem Haag: Frankenstraat 49. (J. Verploegh Chassé.)

Arbeitsgemeinschaft Frankfurt a. M.: Ketterhofweg 97. (Egon Weigl.)

Arbeitsgemeinschaft Heidelberg: Schröderstraße 12. (Karl Sulzer.)

Arbeitsgemeinschaft Hamburg: Oberstraße 50. (Dr. Eleonore Rieniets.)

Die Sektionen erteilen Auskunft in allen einschlägigen Fragen.

=

INDIVIDUALPSYCHOLOGISCHE BERATUNGSSTELLEN UND AMBULANZ IN WIEN.

I. Bezirk: Annagasse 18, Verein „Die Bereitschaft“, Freitag von 6 bis 7 Uhr; Dr. Stein, Fräulein Löwy. — Ebendorferstraße 7, Arbeiterkammer, Montag und Freitag von 5 bis 7 Uhr; Dr. Lukacs, Fräulein Schalit.

II. Bezirk: Czerninplatz, Schulgebäude, jeden zweiten Mittwoch von 6 bis 7 Uhr; Dr. Adler, Arbeitsgemeinschaft der Lehrer. — Ausstellungsstraße 11, Samstag von 6 bis 8 Uhr; Dr. Neuer, Frau Krampflitschek. — Mendelssohngasse, Kinderheim, Freitag von 6 bis 8 Uhr; Dr. Dreikurs, Frau Krampflitschek.

VI. Bezirk: Linke Wienzeile 36, Erziehungsheim, Dienstag von 5 bis 6 Uhr; Dr. Friedmann, Dr. Horowitz.

VII. Bezirk: Zieglergasse 49, Montag von 7 bis 8 Uhr; Dr. Oller, Frau Sterkanetz.

IX. Bezirk: Währinger Gürtel 104, Charitasverband; Dozent Dr. Allers.

X. Bezirk: Keplergasse 7 oder 9, Schulgebäude, jeden ersten und dritten Donnerstag von ½6 bis ½7 Uhr; Dr. Hilferding, Arbeitsgemeinschaft der Lehrer. — Ambulanz für nervöse und schwer erziehbare Kinder: Kundratstraße, Franz-Josef-Spital, Ambulatorium Prof. Reuß, Dienstag, Donnerstag und Samstag von 9 bis 11 Uhr; Leiter: Dr. Stein.

XIII. Bezirk: Diesterweggasse, Schulgebäude; Dr. Kurzweil.

XIV. Bezirk: Ölweingasse 7, wurde eine neue Erziehungsberatungsstelle eröffnet. Ärztliche Leitung: Dr. med. Arthur Holub. Pädagoginnen: Fräulein Elly Rothwein und Frau Martha Holub.

XVI. Bezirk: Koflerpark, Volksheim, Mittwoch von 6 bis 7 Uhr; Dr. Neuer.

XIX. Bezirk: Kreindlgasse, Bürgerschule, Mittwoch von 4 bis 6 Uhr; Dr. Redtenbacher.

XX. Bezirk: Kluckygasse 16, Kinderfreunde, Donnerstag von 6 bis 8 Uhr; Doktor Oller, Herr Hauslich. — Brigittaplatz, Amtshaus, Freitag von 6 bis 8 Uhr; Dr. Oller, Herr Hauslich, Herr Spiel. — Jägerstraße 56, jeden vierten Mittwoch von 6 bis 7 Uhr; Dr. Adler, Arbeitsgemeinschaft der Lehrer. — Engerthstraße 79, Verein „Kinderfreunde“, Donnerstag von 6 bis 8 Uhr; Dr. Neuer, Fräulein Löwy.

Herausgeber und Eigentümer: Dr. Alfred Adler, Wien, I., Dominikanerbastei 10. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Ladislaus Zilahi, Wien, VI., Joanelligasse 6. — Druck: „Elbemühl", Wien, IX., Berggasse 31.